

Bibliotheksmagazin 1 2016

Mitteilungen aus den Staatsbibliotheken in Berlin und München



Bach und Luther im
UNESCO-Weltdokumentenerbe

App „Deutsche Klassiker in Erstaugaben“

Ausstellung „Bilderwelten – Buchmalerei
zwischen Mittelalter und Neuzeit“

„Es war, als hätt’ der Himmel ...“:
Eichendorffs „Mondnacht“

Inhalt

- 3 Die h-Moll-Messe, die 95 Thesen und die Handbibel Martin Luthers
Drei Kronjuwelen der Staatsbibliothek zu Berlin
neu im Weltdokumentenerbe der UNESCO
Martin Hollender
- 12 Erstaussagen im digitalen Gewand
Die App „Deutsche Klassiker“ der Bayerischen Staatsbibliothek
Klaus Ceynowa / Birgit Gilcher / Birgit Ziegler-Stryczek
- 18 Alte Landesaufnahmen als Web Map Service
Wolfgang Crom
- 24 Neuer Standard für Zusammenarbeit, Nutzerfreundlichkeit
und Forschung
Das International Image Interoperability Framework (IIIF)
Markus Brantl
- 27 Tom Hanks und der Fuchs auf dem Sims
Fünf Jahre Facebook-Seite der Staatsbibliothek zu Berlin
Gudrun Nelson-Busch
- 31 „Leuchfeuer“ in der Bayerischen Staatsbibliothek
Beacons-Technologie zur digitalen Indoor-Navigation
für Bibliotheksbesucher
Klaus Ceynowa
- 36 Neue Methoden der Tiefenerschließung von Musikautographen
Das DFG-Projekt „Kompetenzzentrum Forschung und Information
Musik“ (KoFIM) an der SBB-PK
Wolfgang Eckhardt / Julia Neumann / Tobias Schwinger / Alexander Staub
- 40 Orlando di Lasso
Seine Werke in handschriftlicher Überlieferung. Eine Datenbank
Bernhold Schmid
- 43 „Es war, als hätt’ der Himmel/ Die Erde still geküßt“
Joseph von Eichendorffs Handschrift seines „Mondnacht“-Gedichtes –
neu als Faksimile
Martin Hollender
- 47 „Unendliches Lied“. Münchner Synagogalmusik 1826–1926
Werkstattkonzert und Kabinettpäsentation in der Musikabteilung
der Bayerischen Staatsbibliothek
Uta Schaumberg
- 52 Die Restaurierung des Stundenbuchs der Maria von Geldern
Ein deutsch-niederländisches Bestandserhaltungsprojekt
Eef Overgaauw



57 **Bilderwelten**
Buchmalerei zwischen Mittelalter und Neuzeit
Claudia Fabian



64 **Carl von Linné – Natursystem und Vermächtnis**
Das internationale Partner-Projekt „Linnaeus Link“
Elaine Charwat / Katrin Böhme

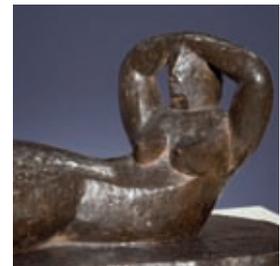
68 **Kräuterdruck – die Kunst, Bilder ganzer Pflanzen auf Papier zu bringen**
Berliner Neuerwerbung: Die *Ecypta vegetabilium* aus dem Jahre 1760
Katrin Böhme

73 **Wandel allenthalben**
Überlegungen zur Leitungsfunktion großer Universalbibliotheken
Klaus Ceynowa



77 **„Damit solche niemahlen außer Euch zu keines Menschen Gesichte kommen“**
Exemplar der streng geheimen Militärtaktik Friedrichs des Großen durch die Staatsbibliothek zu Berlin erworben
Michaela Scheibe

82 **„Objekte im Gespräch erforschen“**
Wie im Museum ein Künstlerischer Druck und eine Bronzeskulptur von Henri Laurens zusammenfinden
Silke Trojahn / Felicia Rappe



86 **„Viele unbescheidene Pläne“**
Zum Tod der Direktorin der Allrussischen Staatlichen M. I. Rudomino-Bibliothek für ausländische Literatur in Moskau, Dr. Jekaterina Genijewa
Olaf Hamann

88 **Kurz notiert**

Die h-Moll-Messe, die 95 Thesen und die Handbibel Martin Luthers:

Drei Kronjuwelen der Staatsbibliothek zu Berlin neu im Weltdokumentenerbe der UNESCO

■ **Dr. Martin Hollender** ist wissenschaftlicher Referent in der Generaldirektion der Staatsbibliothek zu Berlin

Es ist ein Ehrentitel für Gedächtnisinstitutionen, eines der renommiertesten Prädikate, das Bibliotheken und Archive überhaupt nur erhalten können. Seit 1992 würdigt die UNESCO dokumentarische Zeugnisse von außergewöhnlichem Wert mit der Auszeichnung als „Weltdokumentenerbe“. Kulturelle Schätze, „die das kollektive Gedächtnis der Menschen in den verschiedenen Ländern unserer Erde repräsentieren“, sollen dauerhaft erhalten, bekanntgemacht und in digitaler Form weltweit zugänglich gemacht werden. Damit bildet das Weltdokumentenerbe die dritte Säule innerhalb des UNESCO-Welterbe-Verzeichnisses neben dem Weltkultur- und dem Weltnaturerbe. Das ausgezeichnete Dokumentenerbe umfasst derzeit 348 Bücher und Handschriften, Musikautographe wie auch Bild-, Ton- und Filmdokumente aus aller Welt. Deutschland ist mit 22 Objekten vertreten: der Gutenberg-Bibel etwa der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen, mit Goethes literarischem Nachlass in Weimar, dem Briefwechsel von Gottfried Wilhelm Leibniz in Hannover oder der Handschrift des Nibelungenliedes, verwahrt u.a. in der Bayerischen Staatsbibliothek in München. Bereits im Jahr 2001 wurde eines der Kronjuwelen der Staatsbibliothek zu Berlin zum Weltdokumentenerbe geadelt: die Musikhandschrift der 9. Sinfonie von Ludwig van Beethoven. Nun, im Herbst 2015, gesellten sich gleich drei funkelnde Diamanten hinzu: Johann Sebastian Bachs Notenhandschrift seiner h-Moll-Messe, ein im Herbst 1517 entstandener Druck der 95 Thesen Martin Luthers sowie jene hebräische Bibel, die Martin Luther für seine Übersetzung des Alten Testaments ins Deutsche nutzte. Es beherbergen die Magazine der Staatsbibliothek ja viele Zimelien der schriftlichen Überlieferung kultureller Meilensteine, doch die

allermeisten Objekte, und sei ihr ideeller wie auch ihr materieller Wert noch so hoch, würden es kaum jemals in den Rang des Weltdokumentenerbes schaffen. Nehmen wir als Beispiel Hoffmann von Fallerslebens eigenhändige Niederschrift des „Liedes der Deutschen“, unserer Nationalhymne. Fraglos eines der spektakulärsten Stücke in den Sammlungen der Staatsbibliothek, doch hinsichtlich ihrer Rezeptionsgeschichte von „nur“ nationaler Bedeutung: Andere Länder haben eigene Hymnen ...

Bach und Luther indes: nationales schriftliches Kulturerbe, dessen Wirkungskreis eben nicht auf Deutschland beschränkt blieb, sondern von Deutschland aus seinen Weg nahm in die Welt – und bis heute weltweite Verbreitung findet. Betrachten wir die drei Stücke genauer!

Musik für die Welt von Johann Sebastian Bach

Für Karl Friedrich Zelter, den Leiter der Sing-Akademie zu Berlin, war die h-Moll-Messe von Johann Sebastian Bach (1685–1750) „das größte Kunstwerk das die Welt je gesehen hat“. Zelter war es auch, der den heute üblichen Namen „h-Moll-Messe“ prägte. Seit dem Jahr 1811 widmete er sich der Aufführung der Messe durch die Sing-Akademie und läutete die bis heute weltweit ungebrochen fortdauernde Bach-Renaissance ein. In der Tonart „h-Moll“ wurden freilich nur der Beginn der Messe und wenige weitere Sätze komponiert – der ganz überwiegende Teil hingegen in der Tonart D-Dur. Die h-Moll-Messe, die vielleicht bedeutendste geistliche Komposition überhaupt, ist Bachs letztes Chorwerk und sein umfangreichstes lateinisches Kirchenwerk.

This image shows a page of handwritten musical notation on aged, yellowed paper. The notation is arranged in several staves, with notes and clefs visible. The handwriting is in a historical style, likely from the 18th or 19th century. The paper is slightly curved, and the ink is dark. There are some markings and text interspersed with the musical notation, including what appears to be a tempo or performance instruction "Allegretto" written in a cursive hand. The overall appearance is that of an old manuscript or score.

This image shows a page of handwritten musical notation on aged, yellowed paper. The notation is arranged in several staves, with various notes, clefs, and symbols. The paper shows signs of wear, including creases and discoloration. The notation appears to be a form of musical score, possibly for a specific instrument or voice part, given the complexity of the symbols and the use of clefs. The handwriting is in black ink, and the overall appearance is that of an old, well-used manuscript.

Erst in seinen letzten Lebensjahren vollendete Bach die bereits in den frühen dreißiger Jahren begonnene Messe, ohne dass bis heute hierfür eine Ursache ermittelt werden konnte. Aus Schriftvergleichen lassen sich für die Niederschrift der letzten Teile der Messe die Jahre 1748/49 festlegen, in denen der alternde Komponist bereits beträchtlich unter einer Augenkrankheit litt, die ihn beim Niederschreiben seiner Musik behinderte. Der Weg des Autographs in die Staatsbibliothek zu Berlin war lang: Nach dem Tod des Vaters ging die kostbare Handschrift zunächst auf den Sohn Carl Philipp Emanuel Bach über; nach dessen Tod im Jahr 1788 wurde die Partitur nach mehreren Verkaufsversuchen 1805 von dem bekannten Musikschriftsteller und Verleger Hans Georg Nägeli aus Zürich erworben. Über weitere Stationen gelangte die autographe Partitur 1856 an die Bach-Gesellschaft in Leipzig, die sie ein Jahr später der Königlichen Bibliothek zu Berlin verkaufte. Hier fand sich schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein großer Schatz an Bach-Autographen, der bis heute auf etwa 80 Prozent aller erhaltenen Originalschriften des Barockkomponisten angewachsen ist.

Bei der h-Moll-Messe handelt sich um ein überaus groß besetztes und sehr umfangreiches Werk mit etwa zweieinhalb Stunden Aufführungsdauer. Manche Teile hatte Bach bereits zu einem früheren Zeitpunkt komponiert und verwendete sie nun erneut, indem er ältere Kompositionen von Chören oder auch solistische Musikstücke mithilfe des damals üblichen „Parodieverfahrens“ mit neuem Text unterlegte. Häufig wurden aber auch größere Überarbeitungen von Musikteilen nötig – und schließlich beinhaltet die vollendete h-Moll-Messe auch zahlreiche Neukompositionen. Bach zeigt hinsichtlich der verwendeten Formen und Satzanlagen in seiner Musik einen Querschnitt seines kirchenmusikalischen Könnens und kombiniert dabei „alte“ und „neue“ Musikstile seiner Zeit zu einem Gesamtkunstwerk, das heute weltweit zu den am häufigsten aufgeführten Werken Bachs zählt.

Erstmals öffentlich aufgeführt wurde die h-Moll-Messe – in zwei Teilen – 1834/35 von der Sing-Akademie zu Berlin unter der Leitung des Nachfolgers Zelters, Carl Friedrich Rungenhagen. Noch heute, 180 Jahre später, zählt die Messe zu jenen Werken Bachs, die nicht mehr allein in Deutschland, sondern weltweit Wertschätzung als legendäre Chormusik erfahren.

Thesen, die die Welt bewegten – Das zentrale Dokument der Reformation in Deutschland

In der kleinen Residenzstadt Wittenberg stellte ein Augustinermonch eine auffällige Veränderung im Verhalten seiner ihm anvertrauten Gläubigen fest: Sie kamen seltener zur Beichte als in früherer Zeit. Die Ursache war dem Mann nicht unbekannt: Der Handel mit Ablassbriefen florierte! „Sobald das Geld im Kasten klingt – die Seele in den Himmel springt“: Was für eine absurde Vorstellung! Natürlich wusste auch der Mönch – mit Namen Martin Luther –, dass diese Geldeinnahmen dringend benötigt wurden. Denn in Rom wollte der Bau der Peterskirche finanziert sein und Erzbischof Albrecht von Brandenburg musste seine Schulden an die Fugger zurückzahlen.

Jedoch – so konnte diese Praxis nicht weitergehen! In handschriftlich angefertigten Thesen fasste Martin Luther 1517 seine Kritik zusammen und sandte sie u. a. an Albrecht von Brandenburg und auch an den Ablassverkäufer Johannes Tetzel. Zudem beabsichtigte er die Disputation, die öffentliche Erörterung der Thesen im begrenzten akademischen Kreis der Wittenberger Universität, an der er seit einiger Zeit lehrte. Einen solchen Einblattdruck ausgerechnet an die Tür der Schlosskirche anzunageln, war üblicher akademischer Usus, denn jene Tür war der Ort, an dem die öffentlichen Akten der 1502 gegründeten Universität zu Wittenberg bekannt gegeben wurden und an der Martin Luther seit dem Jahr 1508 lehrte. Hier wurde er 1512 promoviert und übernahm den Lehrstuhl für Bibelauslegung.

Doch rasch, rascher als wenige Jahrzehnte zuvor noch denkbar gewesen, fanden die Thesen ihren Weg aus Wittenberg hinaus in die Welt. Das noch relativ junge Druckverfahren, von Gutenberg erst gut 60 Jahre zuvor erfunden, bewirkte noch im Jahr ihrer Entstehung, in den wenigen nach dem 31. Oktober noch verbleibenden Wochen des Jahres 1517, eine rasante Verbreitung der Thesen. Die weltweiten Konsequenzen sind uns bis heute präsent. Für Martin Luther persönlich führten die Thesen zum Ketzerprozess und zum Kirchenbann, für die abendländische Kirche zu ihrer Spaltung.

Ausgangspunkt der Kritik Luthers war die zu seiner Zeit angewandte Praxis des Ablasshandels. Die Gewährung des Ablasses war jahrhundertalter Brauch der Kirche,

- 1 Dominus et magister nri Iesus chris dicendo. Penitentiam agite. etc. omnem vitam fidelium penitentiam esse voluit.
- 2 Ad verbum de penitentia sacramentali id est confessionis et satisfactionis que sacerdotum ministerio celebratur non potest intelligi.
- 3 Non tñ solam intendit interiorē: immo interior: nulla est. nisi foris operetur varias carnis mortificationes.
- 4 Manet itaq; pena donec manet odium sui (id est penitentia vera intus) scz vsq; ad introitum regni celoz.
- 5 Papa non vult nec potest vllas penas remittere. pter eas: quas arbitrio vel suo vel canonum imposuit.
- 6 Papa non potest remittere vllā culpā nisi declarando et approbando remissam a deo. Aut certe remittendo casus reseruos sibi: quib; ptes pto culpa p:osus remaneret.
- 7 Nulli proius remittit deus culpā: quin simul eū subiciat: humiliatū in omnibus: sacerdoti suo vicario.
- 8 Canones penitentiales solū viuētibus sunt impositi. nihilq; mortuis fm eosd; em debet imponi.
- 9 Inde bñ nobis facit spūscritūs in papa. excipiendo in suis decretis sp articulū mortis et necessitatis.
- 10 Indocte et male faciūt sacerdotes ist: qui mortuis pñas canonicas in purgatorium reseruant.
- 11 Sztiana illa de mutanda pena Canonica in penam purgatorii. videt certe dormientibus episcopis seminata.
- 12 Quid pene canonice non post: sed ante absolutionem imponebantur: tanq; tentamenta vere contritionis.
- 13 Mortui: q; mortē omnia solunt. et legibus canonū mortui iam sunt habentes iure eorum relaxationem.
- 14 Impfecta fuitas seu charitas mortui: necessario secum fert magnū timorem: tantoq; maiorē: quāto minor: fuerit ipsa.
- 15 Quid timor: et horro: satis est. se solo: vt alca taceā, facere penā purgatorii: cum sit primus desperatio horro:.
- 16 Videt infernus: purgatoriu: celum differre: sicut desperatio: ppe desperatio. securitas differunt.
- 17 Necessariū videt aiab; in purgatorio: sicut in mui horro:ē. ita augeri charitatem.
- 18 Hec pbatum videt vllis: aut rōnibus aut scripturis. q; sint extra statum meriti seu agende charitatis.
- 19 Hec hoc pbatū esse videt: q; sint de sua bñtudine certe et secure saltē oēs. licz nos certissimi simus.
- 20 Igitur papa p remissionē plenariā oim penaz. nō simpliciter oim. intelligit: sed a seipso tantūmodo impositaz.
- 21 Erant itaq; indulgentiarū pdicatores. n: qui dicūt per pape indulgentias: hōiem ab oim pena solui et saluari.
- 22 Quam nullā remittit aiabus in purgatorio: quā in hac vita debuissent fm Canones soluere.
- 23 Si remissio vlla oim oino penaz: potest alicui dari. certū est eā nō nisi pfectissimō. i. paucissimō dari.
- 24 Falli ob id necesse est: maiorē partē popli: per indifferentē illā et magnificam pene solute pmissionem.
- 25 Quale prātem hz papa in purgatorio: gñaliter: talem hz quilibet ppi scopus et Curatus in sua diocesi et parochia specialiter.
- 1 Optime facit papa: q; nō prāte clauis (quā nullā hz) sed per modū fragg; dat aiabus remissionem.
- 2 Hōiem pdicat. qui statim vt tactus nummus in cistam tinnierit: cuo lare dicunt animā.
- 3 Certū est. nūmo in cistā tinniente: augeri questū et auariciā posse. sus fragium aut ecclesie: in arbitrio dei soli est.
- 4 Quis scit. si oēs ale in purgatorio velint redimī. sicut de. f. Scuerino et paschali factū naratur.
- 5 Nullus est securus de veritate sue cōtritiōis. multominus de cōfessione plenarie remissionis.
- 6 Rar; est de penitē: tā rar; est de indulgentias redimēs. i. rarissim;
- 7 Dinabunt in eternū cū suis mgfio: qui p lras veniaz securos sese credunt de sua salute.
- 8 Lauendi sunt nimis: qui dicūt venias illas pape: donū esse illud dei inestimabile: quo reconciliat homo deo.
- 9 Hæc est ille veniales: tantū respiciunt penas satisfactionis sacramentalis ab homie constitutas.
- 10 Non christiana pcedant: qui docent. q; redemptoris anias vel cōfessionalia: nō sit necessaria contritio.
- 11 Quilibet christianus vere cōpunctus: hz remissionē plenariā: a pena et culpa. etiam sine lris veniaz sibi deditā.
- 12 Quilibet verus christianus: siue viuus siue mortu;: hz participationē oim bonoz Chri et Ecclesie. etiā sine lris veniaz a deo sibi daram.
- 13 Remissio tñ et participatio pape: nullo mō est ptemnēda. q; (vt dixi) est declaratio remissionis diuine.
- 14 Difficilimū est: etiā doctissimis Theolog; simul extollere veniaz largitatem: et contritiōis veritatē coram populo.
- 15 Contritiōis veritas penas querit et amat. Veniaz aut largitas relaxat: et odisse facit saltem occasione.
- 16 Laure sunt venie aplice pdicande. ne populus false intelligat. eas pferu ceteris bonis opibus charitatis.
- 17 Docendi sunt christiani. q; pape mens nō est: redemptionē veniaz vltra ex parte cōparandā esse opibus misericordie.
- 18 Docendi sunt christiani. q; dans paup; aut mutuo egenti: meli; facit: q; si venias redimeret.
- 19 Quia p opus charitatis crescit charitas: et fit hō melio: sed p venias nō fit melio: sed timmodo a pena liberio:.
- 20 Docendi sunt christiani. q; qui videt egenū: et neglecto eo. dat p venijs nō indulgentias pape: sed indignationē dei sibi vendicat.
- 21 Docendi sunt christiani: q; nisi supfluis abundant: necessaria tenent; dozm sui sue retinere: et nequāq; ppter venias effundere.
- 22 Docet; sunt christiani. q; redemptio veniarū est libera: nō pcepta.
- 23 Docēt; sunt christiani. q; Papa sicut magis eget: ita magis optat in venijs dandis. p se deuorant orationem: q; pmptram pecuniam.
- 24 Docendi sunt christiani. q; venie pape sunt vtilis: si non in eas confidant. Sed nocentissimē: si timorem dei per eas amittant.
- 25 Docendi sunt christiani. q; si Papa nosset extractiones venialiu pdicato: rum mallet Basilicā. f. Petri in cineres ire: q; edificari. cute carne et ossibus outum suaz.
- 1 Docendi sunt christiani. q; Papa sicut debet ita velle. etiam vendita (si opus sit) Basilica. f. Petri: de suis pecunijs dare illis: a quorum plurimis quidā cōdonatores veniaz pecuniam eliciunt.
- 2 Vana est fiducia salutis p lras veniaz. etiā si Commissarius: immo Papa ipse suā aiām p illis impigneraret.
- 3 Hostes chri et pape sunt ist: qui ppter venias pdicandas verbū dei in alijs ecclesijs penitus silere iubent.
- 4 Iniuria fit verbo dei: dū in eodē sermone: equale vel longius tēpus impenditur venijs q; illi.
- 5 Mens pape necessario est. q; si venie (q; minimum est) vna cāpana: vno pompio: et ceremonijs celebriant. Euangelium (q; maximū est) centū campanis: centū pompio: centū ceremonijs pcedit.
- 6 Thefauri ecclesie vsi Papa dat indulgentias: neq; satis noiati sunt: neq; cogniti apud pplm chri.
- 7 Temporales certe nō esse patet. q; nō tā facile eos pfundūt: s; tñmō colligunt multi concionatores.
- 8 Hec sunt merita Chri et seroz. q; hec sp sine Papa opent; grām hōis interioris: et crucē: mortē: infernumq; exterioris.
- 9 Thefuros ecclesie. f. Laurēt; dixit esse: paupes ecclesie. s; locutus est vsu vocabuli suo tpe.
- 10 Sine temeritate dicim; claus ecclesie (merito Chri donatas) esse thesaurum istum.
- 11 Clar; est est. q; ad remissionē penaz et casuū sola sufficit prās pape.
- 12 Verus thesaurus ecclesie. est sacrosctm euangelium glorie et gratie dei.
- 13 Illic autē est merito odiosissimus. q; ex pimis facit nouissimus.
- 14 Thesaurus aut indulgentiaz merito est gratissimus. q; ex nouissimis facit pimos.
- 15 Igitur thesauri Euangelici rhetia sunt: quibus olim piscabant viros diuitiarum.
- 16 Thefauri indulgentiaz rhetia sunt: quibus nūc piscant diuitias viroz.
- 17 Indulgentie: quas cōdonatores vociferant maxias grās. intelligunt vere tales quoad questum pmouendum.
- 18 Sunt tamen re vera minime ad grām dei et crucis pietatē compate.
- 19 Tenent; ppi et Curati veniaz aplicarū Commissarios cū oim reuerentia admittere.
- 20 Sed magis tenent; oibus oculis intendere: oibus aurib; aduertere: ne p cōmissione pape sua illi fomtia pdicent.
- 21 Contra veniaz aplicaz vitatē q; loquit. sit ille anathema et maledict;.
- 22 Qui vero contra libidm ac licentiā verborū cōdonatoris veniarū curam agit: sit ille benedictus.
- 23 Sicut Papa iuste fulminat eos: qui in fraudem negocij veniarū quas cunq; arte machinantur.
- 24 Multo magis fulminare intendit eos: qui p veniarū pietextū in fraudem serē charitatis et veritatis machinant.
- 25 Opnari venias papales tātas esse: vt soluere possint hōies. etiā si q; p impossibile dei genitricē violasset. Est insanire.
- 1 Diximus contra. q; venie papales: nec minimū venialium pctoz tollere possint quo ad culpam.
- 2 Qd; dī. nec s. f. Petrus modo Papa esset: maiores grās donare possy est blasphemia in serm; Petrum et Papam.
- 3 Diximus contra. q; etiā iste et quilibet papa maiores hz. scz Euangelium: virtutes: grās curationū. etc. vt. i. Lo. xij.
- 4 Dicere. Crucē armis papalibus insigniter erectā: cruci chusti equimas lere: blasphemia est.
- 5 Rationē reddent; ppi: Curati: et Theologi. Qui tales sermōes in populum licere sinunt.
- 6 Facit hec licetiosa veniaz pdicatio. vt nec reuerentiā pape facile sit: etiā doctis vir; redimere a calūnijs aut certe argut; q;stioib; laicoz.
- 7 Pes. Cur Papa nō euacuat purgatoriu; ppter scilicet charitates et summā aiarū necessitatē: vt eam oim iustissimā. Si infinitas aias redimit; ppter pecuniā sanestissimā ad structurā Basilice: vt cās leuissimā
- 8 Itē. Cur pmanēt exequie et anniversaria defunctorū: et nō reddit aut recipi pmittit bñficia p illis instituta. cū tā sit iniuria p redēpt; oiare
- 9 Itē. Que illa noua pietas dei et pape. q; impio et inimico ppter pecuniā pcedat: aiām piā et amicā dei redimere. Et tñ ppter necessitatē ipsius met pie et dilectē anie nō redimunt eā gratuita charitate.
- 10 Itē. Cur Canones pñales re ipsa et nō vsu: iā diu in semet abrogati et mortui: adhuc tñ pecunijs redimunt; per cōfessionē indulgentiaz tanq; viuacissim.
- 11 Itē. Cur Papa cui; opes hodie sunt opulētissimas crasse crassiores: nō de suis pecunijs mag; q; paupm fidelū struit vnā tñmō Basilicā sancti Petri.
- 12 Item. Quid remittit aut participat Papa istis: qui p pstritiōnē pfectaz ius habēt plenarie remissionis et participatio.
- 13 Item. Quid adderet ecclesie boni maioris. Si Papa sicut semel facit: ita ceteros in die quilibz fidelū has remissiones et participatio tribuēt.
- 14 Ex quo Papa salutē querit aiay: p venias mag; q; pecunias. Cur suspendit lras et venias iam olim pcessas: cū sint eque efficaces.
- 15 Hec scrupulosissima laicoz argumēta: sola p pte ppeccere: nec reddis tra ratione diluere. Est ecclesiam et Papā hostib; ridendos exponere et infelices christianos facere.
- 16 Si ergo venie fm spiritū et mentē pape pdicaretur. facile illa offiua soluerent: immo nō essent.
- 17 Valeat itaq; oēs illi pbe: q; dicūt ppro Chri. Pax pax. et nō est pax.
- 18 Bñ agat oēs illi pbe: q; dicūt ppro Chri. Crux crux. et non est crux.
- 19 Eherotandi sunt christiani: vt caput suū chrim per penas: mortē: in; seruos sequi studeant.
- 20 Ac si magis p multas tribulationes intrare celū: q; p securitatē pacis confidant.

schon seit dem 11. Jahrhundert nachzuweisen und auf-
gekommen im Zusammenhang mit den Kreuzzügen in
das Heilige Land. Luther erlebte in seiner Praxis als
Beichtvater den Handel mit Ablassbriefen immer mehr
als reines Geschäft, als ein kostspieliges und zugleich
„preiswertes“ Freikaufen von Sünden, das die aufrich-
tige Reue des Gläubigen vermeintlich überflüssig machte.
Aus seiner Sicht sollte das gesamte Leben des Menschen
eine einzige Buße sein – die Vergebung der Sünden je-
doch konnte ausschließlich durch Gottes Gnade erfolgen.

Noch im Jahr 1517 erschienen gedruckte Ausgaben der
Thesen in Leipzig, Nürnberg und Basel. Heute geht man
von einer Auflagenhöhe von jeweils dreihundert Exem-
plaren aus, von denen nur äußerst wenige noch erhal-
ten sind. Das Exemplar der Staatsbibliothek zu Berlin
wurde in der Nürnberger Offizin von Hieronymus Hölt-

zel gedruckt. 1891 hatte es der Direktor des Berliner
Kupferstichkabinetts in einem Londoner Antiquariat
entdeckt. Durch das preußische Kultusministerium
wurde es der damaligen Königlichen Bibliothek – und
heutigen Staatsbibliothek zu Berlin – zu Berlin überge-
ben.

Martin Luthers hebräische Bibel – Grundlage seiner Übersetzung ins Deutsche

Martin Luthers Übertragung der Bibel ins Deutsche ver-
folgte das Ziel, den Christenmenschen durch eine origi-
nalnahe, sprachlich treffende Vermittlung des Gottes-
wortes den Weg zum Heil zu eröffnen.

Dieses Bestreben spiegelt sich auch in den Gebrauchs-
spuren seines Handexemplars der jüdischen Bibel. Diese



Luthers hebräische Bibel wird in einer Kasette aufbewahrt.

(Foto: SBB-PK/Carola Seifert)

Edition des Alten Testaments erschien bei dem berühmten jüdisch-italienischen Typographen Gersom ben Mose Soncino im lombardischen Brescia im Mai 1494. Luther, der sich das Hebräische weitgehend im Selbststudium angeeignet hatte, erwarb den Band wohl zwischen 1515 und 1518, und zwar antiquarisch, denn es finden sich in dem Exemplar auch handschriftliche Einträge von zwei verschiedenen Vorbesitzern bzw. Benutzern, und zwar sowohl in lateinischer als auch in hebräischer Schrift. Die Soncino-Bibel umfasst 586 Blätter im Oktavformat, das Berliner Exemplar misst nur 16,5 x 11,2 cm. Anders als die beiden ersten, in monumentalen Folioausgaben publizierten hebräischen Bibeldrucke von 1488 und 1492 ist diese Edition mithin als Taschenbuch konzipiert.

Luthers ungleichmäßig über den Text verteilte handschriftliche Anmerkungen lassen erkennen, dass er den Band von etwa 1520 bis weit in die 1530er Jahre hinein häufig als Arbeitsinstrument benutzt und sich intensiv mit der hebräischen Bibel und ihrer Sprache auseinandergesetzt hat. Seine Randnotizen befassen sich mit Übersetzungs- und Verständnisproblemen, korrigieren Druckfehler, notieren Abweichungen gegenüber anderen Editionen und versuchen, den weitgehend ungegliedert dargebotenen Text der hebräischen Übersetzungsgrundlage durch Absatzzeichen, Überschriften und Abschnittnummerierungen zu strukturieren.

Seine hebräische Bibel diente ihm als wichtige, jedoch nicht als einzige Quelle für seine zuerst 1534 erschienene deutsche Übersetzung des Alten Testaments. Zudem war Luthers Übertragung nicht die erste Übersetzung ins Deutsche, doch war Luther der Erste, der nicht aus dem Lateinischen ins Deutsche, sondern aus dem Hebräischen übersetzte, um sich dem biblischen Urtext so weit wie möglich anzunähern.

Bis zu Luthers Tod 1546 blieb der Band in seinem Besitz; sein Enkel verkaufte die Bibel dann 1594/95 zusammen mit anderen Büchern aus dem Besitz des Großvaters an Joachim Friedrich, den damaligen Administrator des Erzstifts Magdeburg und ab 1598 Kurfürst von Brandenburg. Dessen Nachfahr, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg – der „Große Kurfürst“ – begründete im Jahr 1661 die Churfürstliche Bibliothek zu Cölln an der Spree und heutige Staatsbibliothek zu Berlin – mit der Bibel von Anbeginn und bis heute im „Gründungsgepäck“.

Auf Antrag des Leibniz-Instituts für Europäische Geschichte in Mainz, Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte, wurde die Bibel wie auch der Druck der 95 Thesen – gemeinsam mit dreizehn weiteren Zeugnissen von Luthers Wirken aus deutschen Bibliotheken und Archiven – im Oktober 2015 in das Weltdokumentenerbe der UNESCO aufgenommen.

„Wir zeigen die Originale!“ Ganztägige Präsentation Unter den Linden

Macht hoch die Tür, die Tor macht weit! Am 5. Dezember 2015, dem Sonnabend vor dem zweiten Advent, lud die Staatsbibliothek in ihren prachtvollen Rara- und Musiklesesaal und präsentierte die Weltdokumentenschatze. Unter Plexiglashauben, auf weißen Sockeln und auf vorweihnachtlich anmutendem Goldpapier zelebrierten wir Luther und Bach. Von 11 bis 19 Uhr hatte jedermann die Möglichkeit, sich die Originale – die Bibel und die h-Moll-Messe zudem Unikate! – kostenfrei und ohne zeitliche Begrenzung nicht allein anzusehen, sondern sich alle Objekte von den Fachleuten der Staatsbibliothek für Inkunabeln, Musik und Historische Drucke persönlich erläutern zu lassen. Was eine Präsentation werden sollte, erweiterte sich zu stundenwährenden, kaum endenwollenden Gesprächen zwischen bibliothekarischen Fachleuten und den ebenso sachkundigen wie wissenshungrigen Gästen über Thesenverbreitung, den Bibeldruck und das Notenpapier.

Zuvor war allerorten emsig getrommelt worden. Homepage und Blog sind als Ankündigungsplattform heute selbstverständlich – unüblicher war da sicher das mehrtägige Buchen elektronischer Anzeigeflächen im „Berliner Fenster“, jener kleinen Bildschirme über den Köpfen der Berlin U-Bahn-Passagiere. Und auch gedruckte Postkarten wurden ausgelegt und breit versandt. Doch als besonders günstig erwies sich das immense Interesse der Medien, die sich erfreulicherweise zu einer Vorabberichterstattung bereit erklärten. Die gängige Form der retrospektiven Reportage – „vor einer Stunde endete in der einer Staatsbibliothek eine furiose Vorführung“ – hätte womöglich zu Verdross bei denen geführt, die gerne im Vorfeld und nicht erst, nachdem alle Messen bereits gesungen waren, informiert sein möchten. Diesmal lief's anders. Rundfunkinterviews und -berichte, ein ausführlicher Vorab-Filmbericht in der „Abendschau“, der bedeutendsten lokalen und regionalen Fernseh-



Stets dicht umringt: Annette Wehmeyer, Leiterin der Abteilung Historische Drucke, erläutert den Thesendruck. (Foto: SBB-PK/Carola Seifert)



Sichtlich erfreut auch über die jüngsten Besucher: Uta Beyrich (Abteilung Historische Drucke) und Generaldirektorin Barbara Schneider-Kempf (Foto: SBB-PK/Carola Seifert)

Nachrichten

Sie haben acht Stunden Zeit, dieses Welterbe zu sehen

Die Unesco hat gleich drei wertvolle Stücke aus der Staatsbibliothek ausgezeichnet

Normalerweise liegen sie sicher verwahrt in den Tresor-Magazinen der Staatsbibliothek. 3000 laufende Meter hat die Bibliothek, angefüllt mit Schätzen. Drei davon erfahren nun besondere Beachtung.

Bachs Niederschrift seiner h-Moll-Messe



Diese hebräische Bibel benutzte Luther

Streit an der Akademie

An der Akademie der Künste gibt es Streit um die Entlassung der Archivdirektorin Birgit Jooss. Eine Gruppe renommierter Mitglieder wirft der neuen Präsidentin, Jeanine Meerapfel, in einem Brief an Kulturstatsministerin Monika Grütters (CDU) vor, den Senat bei der Entscheidung im September umgangen zu haben. (dpa)

Coens eröffnen Berlinale

Die neue Komödie der Regiebrüder Joel und Ethan Coen, „Hail Caesar!“, über einen Problemlöser an einem Filmset wird am 11. Februar die 66. Berlinale eröffnen. In dem Fünfzigerjahre-Streifen glänzen u. a. George Clooney, Scarlett Johansson und Tilda Swinton

berichterstattung des Rundfunks Berlin-Brandenburg (rbb) und Ankündigungen in der Berliner Tagespresse (Berliner Kurier: „Heute Bachs Noten gucken!“ – Berliner Zeitung: „Reliquien des Bildungsbürgers“ – B.Z.: „Sie haben acht Stunden Zeit, dieses Welterbe zu sehen“) bescherten der Staatsbibliothek summa summarum mehr als 900 Gäste. Menschen, die nicht nach einem flüchtigen Fünfminutenblick wieder verschwanden, sondern Menschen, die staunten und sich erbauten, die dankbar und erfreut unsere kleinen „Mitgebssel“

– Luther- und Bach- Lesezeichen und illustrierte Informationsbroschüren – für sich selber und zur Weitergabe an andere entgegennahmen und die das leuchtende Haus Unter den Linden hinaus in die vorwinterliche Abenddämmerung beseelt und ergriffen verließen.

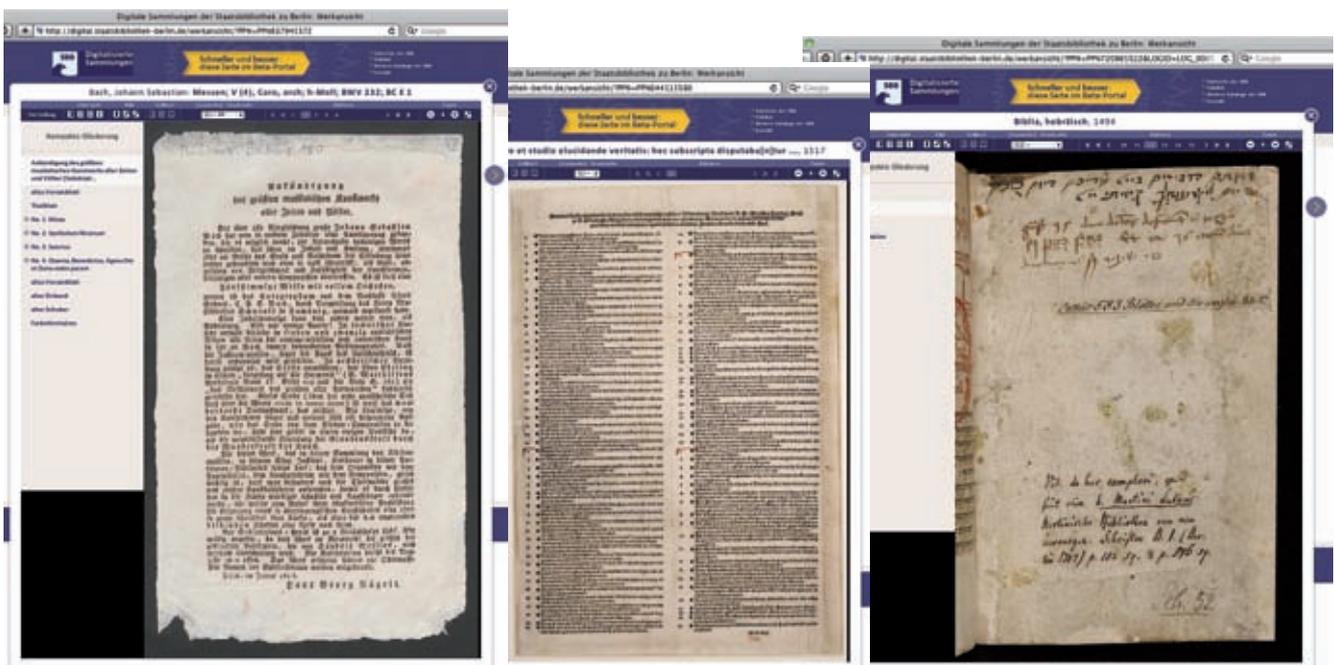


In bestechender Qualität sind alle drei Stücke digitalisiert einsehbar:

h-Moll-Messe: <http://sbb.berlin/gbnf13>

Luthers hebräische Bibel: <http://sbb.berlin/bj7f4w>

95 Thesen: <http://sbb.berlin/tfuq8w>



Die App „Deutsche Klassiker“ der Bayerischen Staatsbibliothek

- **Dr. Klaus Ceynowa** ist Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB)
- **Dr. Birgit Gilcher**, Stabstelle „Zentrales Projektmanagement“, Digitale Bibliothek / Münchener Digitalisierungszentrum
- **Dr. Birgit Ziegler-Stryczek** ist Referentin in der Abteilung „Bestandsentwicklung und Erschließung“ der BSB

Die Bayerische Staatsbibliothek und die Staatsbibliothek zu Berlin verfügen als Universalbibliotheken von Welt-rang über einzigartige Bestände und Sammlungen, die auch und gerade im digitalen Zeitalter von unschätz-barem Wert sind. Diese Bestände bilden, einmal digitali-siert und ins Netz gestellt, den begehrten „Content“, der die vielfältigen Anwendungsszenarien der digitalen

Welt mit „Substanz“ versieht und dadurch für die Nut-zer erst interessant macht. Umgekehrt gilt, dass sich der „Mehrwert des Digitalen“ nur dann entfalten kann, wenn es der Bibliothek gelingt, ihren „Content“ durch den Einsatz moderner Technologien in digitalen Um-gebungen „arbeiten“ zu lassen und neu zu „inszenie-ren“.



v.l.n.r.: Bernd Sibler, Staatssekretär im Bayerischen Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst, Dr. Birgit Ziegler-Stryczek, Dr. Birgit Gilcher und Dr. Klaus Ceynowa, Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek, bei der Präsentation der App für die Presse- und Medienvertreter am 27. August 2015 im Friedrich-von-Gärtner-Saal (Foto: BSB/M. Fein)



Die App „Deutsche Klassiker in Erstaussgaben“
(Foto: BSB/Bokowsky+Laymann)

Die App „Deutsche Klassiker in Erstaussgaben“ ist ein weiteres der vielfältigen Experimente der Bayerischen Staatsbibliothek auf dem Feld der digitalen Transformation schriftlichen Kulturgutes. Die App – entwickelt für Apples iTunes Store für Smartphone und Tablet (eine Android-Version ist in Planung) – umfasst aktuell 30 ausgewählte Werke aus dem umfassenden Originalausgaben-Bestand der Bayerischen Staatsbibliothek. Mit diesem Angebot möchte die Bayerische Staatsbibliothek dem mittlerweile vertrauten E-Book neue Perspektiven und Anwendungspotenziale erschließen.

E-Books sind, so wie wir sie heute kennen, eine im wahren Wortsinne sehr „prosaische“ Angelegenheit. Als „PDF-Simulacra“ gedruckter Bücher bieten sie im Regelfall nicht mehr als den „nackten“ Text, nicht selten mit Trenn- und Formatierungsfehlern sowie defizitärem Layout. Insgesamt sind sie zum bloßen Lesen wohl brauchbar, aber sie atmen den spartanischen Geist der aus

unserer Schulzeit vertrauten Reclamhefte. Ganz anders dagegen ein hochqualitativer Farbscan der Erstaussgabe eines Klassikers der deutschen Literatur, wie etwa Goethes *Faust*. Hier ist man nicht nur dem Original ganz nahe, sondern auch dem singulären Augenblick seines ersten öffentlichen Auftritts, als das Werk noch keineswegs zum literarischen Kanon gehörte, sondern oft als radikal neu, sensationell und provokant empfunden wurde. Hinzu tritt die eigentümliche Anmutung des Layouts einer echten Erstaussgabe, mit dem wir uns in die Epoche und das kulturelle „Ambiente“ der Entstehungszeit des Klassikers zurückversetzt fühlen. Aber leider sind diese digitalisierten Erstaussgaben für die meisten von uns aufgrund ihrer Schrifttype, im Regelfall Fraktur, nicht oder nur schwer lesbar. Die reinen Image-Digitalisate sind zwar zum „Anstaunen“ da, aber sie erschließen sich kaum dem rezipierenden Zugriff, geschweige denn, dass wir sie durch unsere Kommentare, Lesezeichen und Randnotizen „bereichern“ könnten.

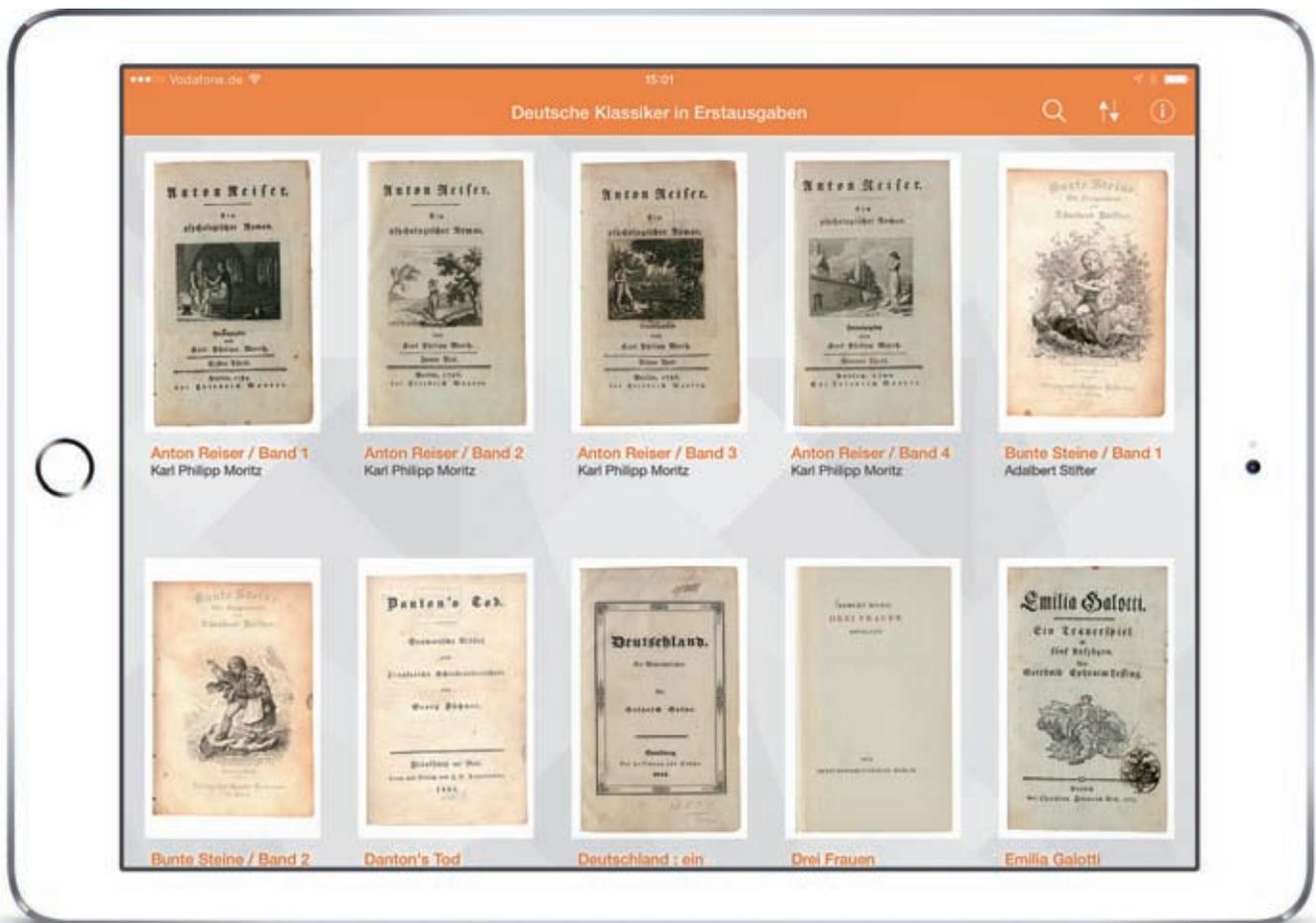
Genau dieses Spannungsverhältnis zwischen Digitalisat als gescanntem Abbild des Originals einerseits und einem E-Book andererseits wird in der neuen App aufgenommen und überwunden. Die App macht erstens die Authentizität der Erstausgaben visuell erfahrbar. Der Leser kann sich wie der historische Rezipient der Erstausgabe mit Schriftart, Orthographie und Paginierung des Originals konfrontieren. Die Lektüre der Frakturschrift, die in Deutschland bis Anfang des 20. Jahrhunderts gebräuchlich war, wird zweitens erleichtert durch eine Hybridansicht, die eigens für diese App konzipiert wurde. Für Literaturinteressierte, Schüler und Studierende wird so die Historizität der Erstausgaben mühelos erfahrbar, ohne dass die Lesbarkeit des Inhalts eingeschränkt ist. Drittens gibt es die zum Beispiel von Amazons Kindle her vertraute E-Book-Leseansicht, die App fungiert also auch als E-Book-Reader und ist damit insbesondere auch für die schulische Nutzung geeignet. Doch zunächst zum Inhalt, also zum digitalen „Content“ der App. Die ausgewählten Werke des deutschen Literaturkanons erstrecken sich von der Epoche der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert und umfassen die Gattungen Epik, Lyrik und Dramatik. Unter anderem sind folgende Klassiker enthalten:

Lessings Trauerspiel *Emilia Galotti* gilt als eines der ersten politischen Dramen der neueren deutschen Literatur und hatte großen Einfluss auf die nachfolgende Autorengeneration des „Sturm und Drang“. So liest Werther vor seinem Freitod in diesem Drama. Die erste Auflage von Goethes Briefroman *Die Leiden des jungen Werthers* – ebenfalls in der Sammlung enthalten – erschien anonym. Die Pathologisierung der Liebe „zerriss“ auch das Publikum, und die Begeisterung für den Roman kulminierte im sogenannten Wertherfieber. Mit *Anton Reiser* schrieb Karl Philipp Moritz einen psychologischen Roman, der die Lebensstationen und nicht aufzulösenden Konflikte eines künstlerisch begabten, aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammenden jungen Mannes nachzeichnet. In Adalbert Stifters biedermeierlicher Erzählung *Bunte Steine* kann sich der Leser singulären Naturschilderungen hingeben. Seine facettenreichen Beschreibungen und seine präzise Sprache entschleunigen die Handlung. Mit dem Trauerspiel *Agnes Bernauer* greift Friedrich Hebbel einen historischen Stoff aus dem 15. Jahrhundert auf: die Mesalliance zwischen Agnes, der Baderstochter und Albrecht, dem Sohn des Herzogs von Bayern, der seine nichtadelige Schwieger-



Drei „Sichten“ auf klassische Texte (Foto: BSB/Bokowsky+Laymann)

tochter als Hexe in der Donau versenken lässt. Hebbels Version hatte sofort Erfolg beim Publikum und gehört auch heute noch zum bayerischen Festspielrepertoire. Die optische Gestaltung des *Phantasmus*, eine Lyriksammlung von Arno Holz aus der Epoche des Jugendstils, wirkt in der Erstausgabe besonders ansprechend. Die spiegelbildliche Anordnung der Verszeilen um eine imaginäre Mittelachse ergibt sich für den Dichter aus dem rhythmischen Prinzip. Kafkas Erzählung *In der Strafkolonie* illustriert das Schreiben als qualvollen Prozess, bebildert mit Gewaltexzessen. Auf einer entlegenen Insel soll wegen einer angeblichen Ungehorsamkeit die Exekution eines Soldaten als archaisches Blutritual zele-



Viele berühmte Klassiker stehen zur Auswahl

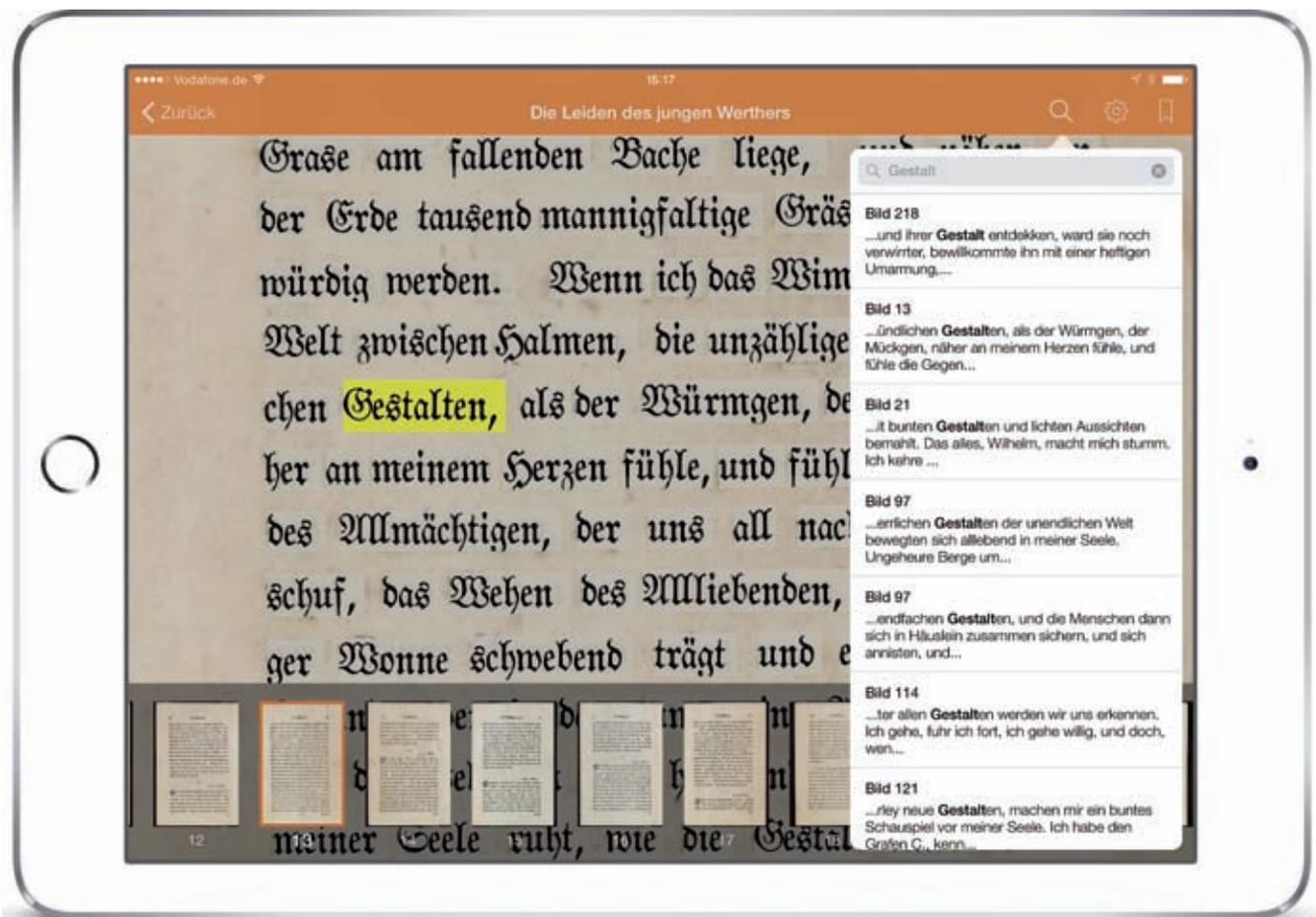
(Foto: BSB/Bokowsky+Laymann)

briert werden. Mit den *Geschichten aus dem Wiener Wald* erneuert Ödön von Horvath das Volksstück. Die heitere, von Musik umspielte Stimmung – unter anderem erklingt der gleichnamige Walzer von Johann Strauß – wird mit den Erlebnissen und Beziehungen des „süßen Wiener Mädels“ Marianne als vermeintliche Gemütlichkeit entlarvt. Aus diesen und weiteren literarischen Meisterwerken besteht die Textsammlung der App.

Grundlage für die App sind die am Münchener Digitalisierungszentrum der Bayerischen Staatsbibliothek erstellten Scans der Erstausgaben und die von den Scans der Buchseiten im Outsourcing-Verfahren produzierten Volltext-Daten. Deren Erzeugung im sogenannten Optical Character Recognition-Verfahren (OCR) wurde vorlagentreu durchgeführt, das heißt die Rechtschreibung wurde beibehalten und eventuell vorhandene Druckfehler wurden nicht korrigiert. Über komplexe und aufwändige Nachbearbeitungsverfahren wurden die OCR-Daten für die Einbindung in die App aufbereitet. Die technische Umsetzung der App erfolgte durch die Internetagentur bokowsky+laymann.

Die Startseite der App bietet dem Nutzer die Möglichkeit, über eine sortierbare Titelliste oder über die Suchfunktion einen der Erstausgabenbände aufzurufen. Des Weiteren können auf der Startseite allgemeine Informationen zum Inhalt der App via Info-Button abgerufen werden. Nach Aufruf eines Einzeltitels erhält der Nutzer bibliographische Metadaten und Angaben zur Epochenordnung des Werkes. Ein Kurzbeschreibungstext sowie ein weiterführender Wikipedia-Link bieten grundlegende Hintergrundinformationen zum jeweiligen Werk und seinem Autor.

Für das Lesen der Erstausgaben kann der Nutzer zwischen den drei skizzierten Ansichtsmöglichkeiten wählen: zwischen der klassischen E-Book-Ansicht, der Original-Ansicht mit den Scans der Original-Buchseiten sowie der technisch innovativen Hybrid-Ansicht, die Original- und E-Book-Ansicht kombiniert und die Möglichkeit bietet, den Text der Originalseiten mit einer vom Leser bevorzugten Schrift individuell zu überblenden. Allen drei Ansichtsmodi gemeinsam sind umfassende Navigationsmöglichkeiten im Buch selbst sowie eine Vielzahl



Komfortable Suchfunktionen

(Foto: BSB/Bokowsky+Laymann)

an Einstellungsmöglichkeiten, mit denen der Nutzer die Leseansicht für seine eigenen Bedürfnisse optimieren kann, zum Beispiel Wechsel zwischen den Ansichtsmodi, Anpassen der Helligkeit, Aus- und Einblenden der Navigationsleisten.

Die App bietet in jedem Ansichtsmodus eine Suchfunktion im Einzelband mit Hervorhebung der Suchtreffer durch Highlighting auf der Buchseite oder im Volltext. Alle Suchtreffer werden als Text-Snippets mit Nennung der Bildnummer und der Seite in einer Trefferliste angezeigt. Die gefundenen Suchbegriffe werden zudem auch optisch hervorgehoben. Mit der Möglichkeit, Buchseiten und Textstellen zu markieren und zu kopieren, Lesezeichen zu setzen und Notizen zu erstellen, wird die App zum komfortablen und vielseitig einsetzbaren Arbeitsinstrument für den Nutzer.

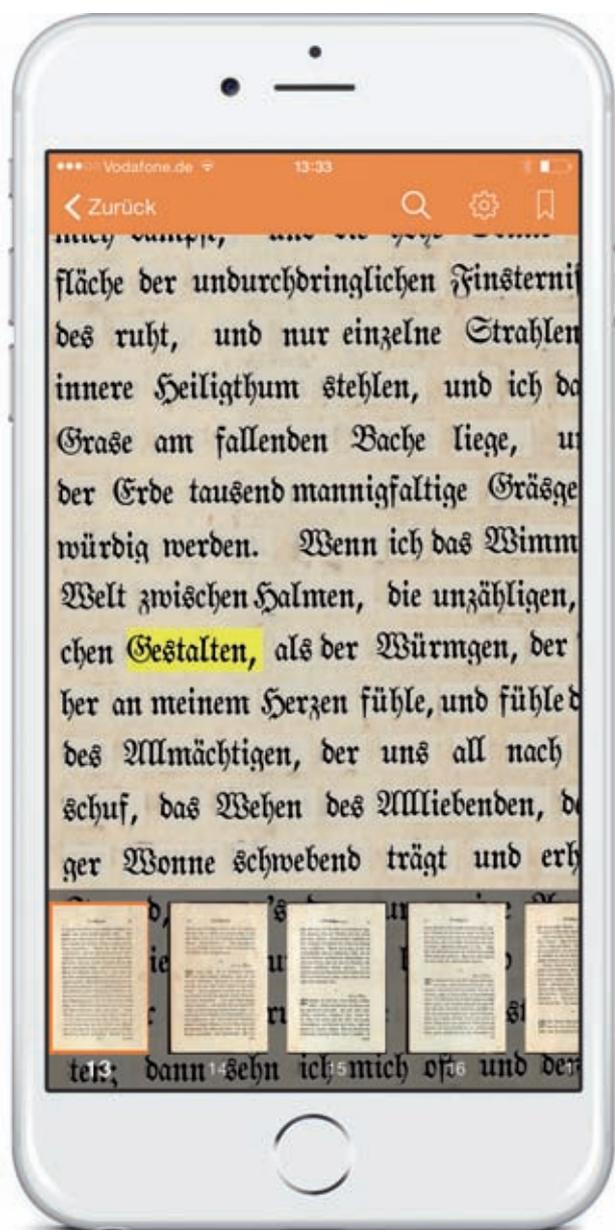
Im Detail bieten die verschiedenen „Sichten“ auf die jeweils ausgewählte Erstausgabe folgende Optionen zum „Umgang“ mit dem Werk:

Die E-Book-Ansicht zeigt den Buchtext entsprechend den jeweils zugrunde liegenden OCR-Daten. Die Silbentrennung erfolgt automatisch. Über das Menü „Einstellungen“ in der Kopfzeile können Schriftgröße, Zeilenabstand, Schriftart, Hintergrundfarbe sowie Helligkeit individuell eingestellt werden. Pro Band kann zudem zwischen mehreren Schriften gewählt werden.

Die Original-Ansicht präsentiert die Scans der Originalbuchseiten. Die einzelnen Buchseiten sind zoombar und können somit auf Wunsch vergrößert und verkleinert werden. Alle Buchseiten können zusätzlich über Miniaturbilder in einer Navigationsleiste aufgerufen werden und ermöglichen dem Nutzer ein schnelles Navigieren innerhalb eines Buches.

Die Hybrid-Ansicht als technische Innovation der App bietet erstmals die Möglichkeit, die Original- und E-Book-Ansicht in einem eigenen Ansichtsmodus kombiniert anzuzeigen. Durch die Engführung dieser beiden Ansichten kann der Text der Originalbuchseiten mit einer vom Leser individuell ausgewählten Schriftart überblendet

werden. Eine voreingestellte Schriftart orientiert sich dabei an der Schriftart des Originaldrucks. Die Einzelseiten sind zoombar, wobei sich die Text-Transkription bruchlos der Vergrößerung oder Verkleinerung anpasst. Über das Einstellungs Menü in der Kopfzeile kann auf Wunsch eine andere Schriftart ausgewählt und der Kontrast der farblichen Hinterlegung der Transkription angepasst werden. Der Nutzer kann bequem über einen Schieberegler einstellen, wie stark oder schwach die Überlagerung der Transkription mit der ausgewählten Schriftart sein soll. Die Funktionalitäten der Hybrid-Ansicht ermöglichen dem Nutzer, die in der App präsentierten Erstaussgaben des 18.–20. Jahrhunderts, die überwiegend in Frakturschrift, aber auch in Antiqua



Bequemes Lesen mit der „Hybridansicht“

(Foto: BSB/Bokowsky+Laymann)

oder Mischschriften mit unterschiedlichen Schriftgrößen und Schriftschnitten vorliegen, den eigenen Lesebedürfnissen anzupassen. Die mitunter schwer lesbare Fraktur- oder Mischschrift der Originalbuchseiten wird in Sekundenschnelle durch die Auswahl einer modernen Schriftart leicht lesbar.

Mit der E-Book-, Original- und Hybrid-Ansicht eröffnet die App insgesamt individuell anpassbare Zugangsmöglichkeiten für die unterschiedlichsten Lesegewohnheiten. Die Schönheit und die Besonderheiten der wertvollen einzelnen Originalausgaben werden ebenso anschaulich präsentiert wie die reinen Textinhalte der deutschen Klassiker selbst. In Kombination mit der Lesezeichen-, Notizen- und Suchfunktion sowie den weiterführenden Informationstexten zu Werk und Autor bietet die App somit nicht nur einen angenehmen Lesekomfort, sondern sie stellt auch ein Arbeitsinstrument für den privaten, schulischen und wissenschaftlichen Gebrauch dar.

Die „Deutschen Klassiker in Erstaussgaben“ stehen seit August 2015 kostenfrei im Apple App Store zum Download für iPad und iPhone zur Verfügung. Sie stellen ein weiteres Beispiel für das systematische Verwischen der scheinbar „harten“ Grenze zwischen dem Print- und Digitalzeitalter dar. Wir wünschen viel Spaß mit einer ganz neuen Lektüreerfahrung großer Werke der deutschen Literatur!

Zur Umschlagabbildung

Drei + eins = Kleeblatt! Vier herausragende Stücke aus den Sammlungen der Staatsbibliothek zu Berlin sind mittlerweile mit dem Ehrentitel ausgezeichnet worden, Teil des UNESCO-Dokumentenerbes zu sein: Nach der eigenhändigen Niederschrift Beethovens seiner 9. Sinfonie wurden im Herbst 2015 der Druck der 95 Thesen Martin Luthers (hinten), die h-Moll-Messe Johann Sebastian Bachs (links) und die hebräische Handbibel Martin Luthers (rechts) mit seinen Annotationen neu in das UNESCO-Register aufgenommen. Die Staatsbibliotheken in Berlin und München führen die Liste des Weltokumentenerbes in Deutschland mit jeweils mehreren Einträgen an; so ist die Bayerische Staatsbibliothek mit drei Auszeichnungen für 12 ihrer bedeutenden mittelalterlichen Handschriften vertreten.

Alte Landesaufnahmen als Web Map Service

■ **Wolfgang Crom** ist Leiter der Kartenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin

Topographische Kartenwerke können als die hohe Schule der Kartographie angesprochen werden. Die enge Verzahnung der präzisen Vermessung und das Können der graphischen Wiedergabe lassen in ihnen ein exaktes Bild der Welt entstehen, das mit einem besonderen Symbolschlüssel, der in der Legende definiert ist, übersichtlich gestaltet und somit gut und schnell lesbar ist. Nicht ohne Grund wird die Herstellung dieses Kartentypus als hoheitliche Aufgabe gesehen und so sind amtliche oder sogar militärische Stellen damit beauftragt, ein getreues und gut lesbares Abbild der Erde zu schaffen und dabei das Problem der Wiedergabe einer Dreidimensionalität auf einem Blatt Papier oder einem Bildschirm zu minimieren. Definitiv werden sie als ortsbeschreibende Karte, die eine Landschaft dem jeweiligen Maßstab entsprechend vollständig und geometrisch korrekt wiedergibt, beschrieben. Zum Inhalt gehört eine Geländedarstellung, ferner die lagerichtige Eintragungen von Gewässern, Vegetation, Siedlungen, Verkehrswegen und sonstigen Geländemerkmale, die als Situationsdarstellung bezeichnet wird. Stete Veränderungen in dicht besiedelten Räumen machen eine dauerhafte Fortführung der vermessungstechnischen und kartographischen Arbeiten notwendig. Größere zusammenhängende Gebiete müssen dabei in einer Vielzahl von einheitlichen Kartenblättern im Regelblattschnitt erstellt werden. Die Besonderheiten ihrer Erscheinungsweise wird in dem Terminus, der im bibliothekarischen Jargon Anwendung findet, ausgedrückt. Hier werden sie Kartenserie genannt, während die Kartographen von einem Kartenwerk sprechen (vgl. BM 3/2009).

Die Anfänge dieses Kartentyps liegen im 18. Jahrhundert, als die Trigonometrie, die Dreiecksmessung, zur allmählichen Grundlage der exakten Landesvermessung wurde. Viele Staaten experimentierten auf diesem Feld, aus dem im Verlauf des 19. Jahrhunderts feste Regeln und schließlich Normungen abgeleitet wurden, und auf dem die hohe Qualität der heutigen Kartenwerke und

letztlich auch unserer Navigationsgeräte im Auto fußt. Doch bis dieser Standard erreicht werden konnte, waren viele Schritte notwendig, die sich in den alten Landesaufnahmen im Bestand der Kartenabteilung widerspiegeln. Diese Karten sind heute eine unverzichtbare Quelle für landesgeschichtliche Forschungen, wie ihre tägliche Nutzung beweist, auch wenn sie noch viele Fehler enthalten.

Die Digitalisierung und Onlinepräsentation der vielen einzelnen Kartenblätter eines Kartenwerks ist außer der zeit- und ortsunabhängigen Verbreitung allerdings nicht sehr befriedigend, denn durch den vorgegebenen Blattschnitt wird immer nur ein Ausschnitt wiedergegeben. Zumeist erstreckt sich aber das zu betrachtende Gebiet über mehrere Kartenblätter. In einer Kartensammlung mit großem Tisch können die analogen Blätter zu einer großen Einheit zusammengelegt werden, die Betrachtung einzelner Bilder auf dem Bildschirm bietet diesen Vorteil nicht. Die blattschnittfreie Präsentation der gesamten Fläche einer alten Landesaufnahme mit einer frei beweglichen Navigation ist daher ein Desiderat, dessen Machbarkeit die Kartenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin in zwei Kooperationsprojekten testen konnte.

Aber können alte Kartenwerke in dieser Form überhaupt aufgearbeitet werden und welcher Aufwand muss dafür betrieben werden? Und könnten diese vektorisierten Daten mit dem heutigen geodätischen Muster überhaupt in Übereinstimmung gebracht werden, damit eine chronologische Darstellung der Landschaftsentwicklung präsentiert werden kann? Diesen Fragen ist die Kartenabteilung nachgegangen und konnte für die Beantwortung verschiedene Projektpartner finden. Die digitale Aufbereitung, wie beispielsweise die aufwendige Bearbeitung der Georeferenzierung, kann kaum von Kartensammlungen in der Trägerschaft von Bibliotheken oder Archiven selbst durchgeführt werden. Einerseits fehlt das hierfür fachlich ausgebildete Perso-

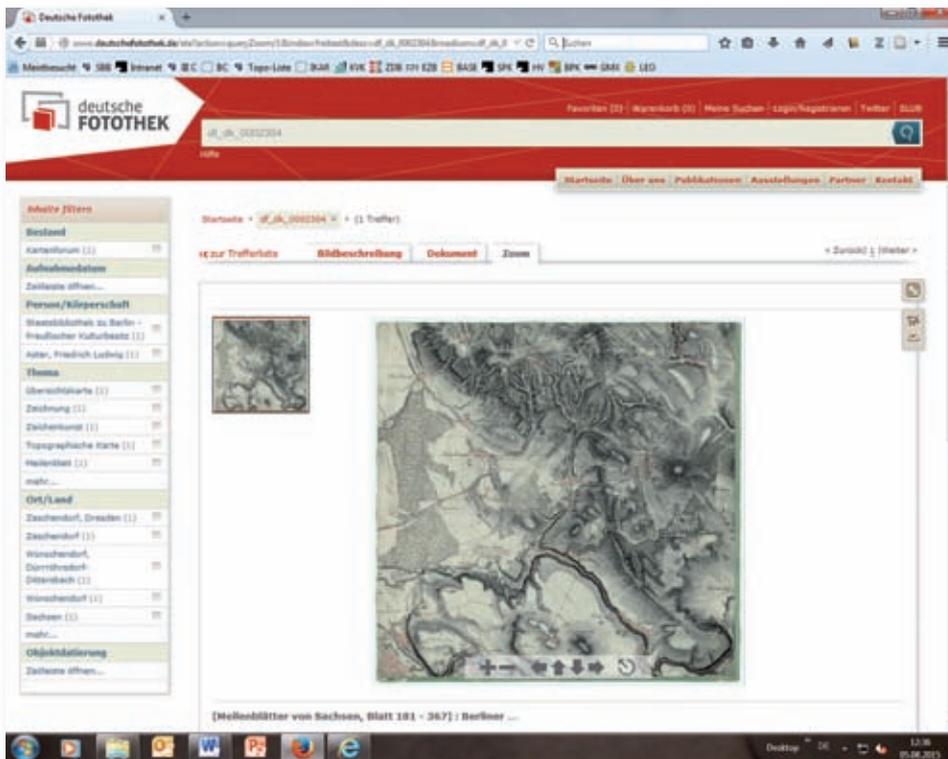


Abb. 1: Kartenforum Sachsen, Sächsisches Meilenblatt Nr. 304 Pirna

nal, also Kartographen oder Vermessungsingenieure, andererseits aber auch die Ausstattung mit entsprechender Hard- und Software, um komplexe Vektorberechnungen durchzuführen. So bleibt nur der Weg nach draußen, indem entweder die entsprechende Dienstleistung eingekauft wird oder indem Kooperationen mit anderen Einrichtungen gesucht werden. Die Kartenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin hat in den vergangenen Jahren verschiedene Wege beschritten, die an den Projektzielen und den Möglichkeiten der Kooperationspartner angepasst waren und die für die Bibliothek ohne große Kosten durchgeführt werden konnten.

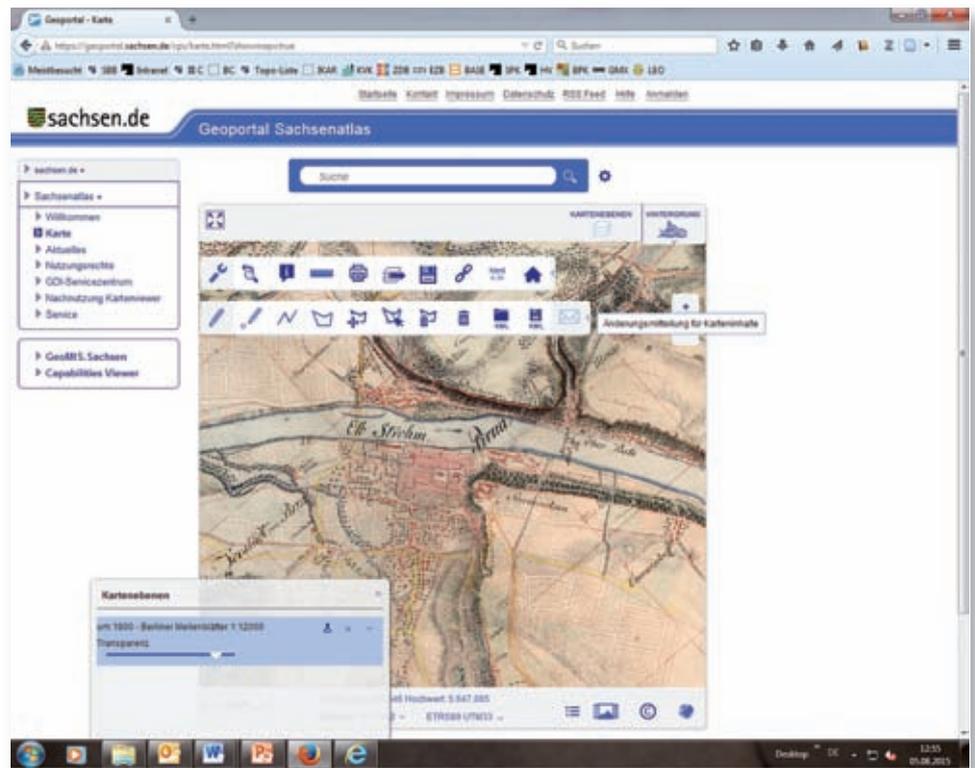
Projekt Sächsische Meilenblätter

In den Jahren 1780 bis 1806 fand die erste flächendeckende Kartierung des Kurfürstentums Sachsens statt. Mit der Ausführung wurde das Ingenieurkorps unter der Leitung von Major Friedrich Ludwig Aster (1732–1804) beauftragt. Ausgehend von der Basislinie bei Pirna wurde mit der trigonometrischen Vermessung begonnen, die Kartierung erfolgte mit der Meßtischmethode. Die Geländeaufnahmen wurden per Einschneiderverfahren durchgeführt, für die Darstellung in den Karten kam später die Schraffenmanier nach Johann Georg Lehmann (1765–1811) zur Anwendung. Da die Basislinie

gleichzeitig als Blattgrenze diente, ist das Kartenwerk nicht genordet, sondern um 42° nach Westen gedreht. Die Blattgröße bemisst eine Quadratelle und zeigt das Gebiet einer Quadratmeile, wovon sich der Name „Meilenblätter“ ableitet. Das Verhältnis von Dresdner Elle zur kleinen sächsischen Meile ergibt den Maßstab 1:12.000. Von den Originalblättern, die heute in der Sächsischen Landesbibliothek Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB) liegen, wurden jeweils unmittelbar nach ihrer Fertigstellung Kopien für das Herrscherhaus angefertigt, die nach der Völkerschlacht bei Leipzig 1813 an Preußen ausgeliefert wurden und sich seit 1919 im Bestand der Kartenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin befinden. Diese „Berliner Ausgabe“ genannte Kopie hat einen Umfang von 371 Kartenblättern und ist die am besten erhaltene Version, die 2006 als Grundlage für die Digitalisierung in Kooperation mit der SLUB diente. Sie werden seitdem im Kartenforum Sachsen der Deutschen Fotothek präsentiert (www.deutsche-fotothek.de/cms/kartenforum-sachsen-meilenblaetter-berlin.xml) (Abb. 1).

Gleichzeitig wurde mit der Hochschule für Technik und Wirtschaft Dresden, Fakultät Geoinformation ein weiterer Kooperationspartner gewonnen. Unter der Leitung von Prof. Dr.-Ing. Martina Müller wurde mit Studierenden die Georeferenzierung der Meilenblätter durchge-

Abb. 2: Web Map Service des Sachsen-Atlas mit Werkzeugen, Pirna zentriert und mit aktueller Topographie überblendet



führt. Zunächst musste hierfür das historische System rekonstruiert werden, um es mit dem heutigen Referenzsystem in Übereinstimmung bringen zu können. Als Grundlage wurden die Schnittpunkte des auf den Kartenblättern eingezeichneten Gitternetzes herangezogen. Bereits 2007 lag eine erste Diplomarbeit über den Workflow für die Einbindung in einen Web Map Service vor. Auf dem Server der Hochschule entstand erstmalig eine Webbrowser-versierte, für die Öffentlichkeit freizugängliche Version der blattschnittfreien Darstellung des gesamten Kartenwerkes mit Zoomfunktion für die Betrachtung einzelner Details. Inzwischen ist das Kartenwerk in den Datenpool des Geoportals Sachsen-Atlas (<http://geoportal.sachsen.de/>) integriert und mit vielfältigen Anwendungsmodulen zu einer wichtigen Arbeitsgrundlage für die Landesplanung geworden (Abb. 2).

Die Verbindung des alten Referenzsystems mit dem heutigen impliziert eine Drehung der Meilenblätter auf die Nordrichtung. In der Darstellung ist dadurch die ursprünglich waagerechte Schrift gedreht. Die Einbindung von freien Daten, eine stufenlos regelbare Transparenz von Karten sowie die Verfügbarkeit von Zeichen- und Standardwerkzeugen machen das Geoportal mit den historischen Karten zu einem vielseitigen Instrumentarium für angewandte Landesgeschichtsforschung.

Projekt Schmettausches Kartenwerk

Das Projekt entstand auf Initiative des Landesbetriebs Forst Brandenburg mit einer konkreten Nutzanwendung. Für die Ermittlung der Waldstandorte und Waldflächen des Landes Brandenburg im ausgehenden 18. Jahrhundert sollten Karten der ersten flächendeckenden Kartierung Preußens im Maßstab 1:50.000 ausgewertet werden, die unter der Leitung des Grafen Friedrich Wilhelm Carl von Schmettau zwischen 1767 und 1787 entstanden waren. Die Entstehung der insgesamt 270 Sektionen erfolgte dabei ohne die Grundlage eines trigonometrischen Netzes. Neben einer Kartierung im Gelände sind wohl auch vorhandene Vorlagen verwendet worden, die nach Vorgabe für das Kartenwerk umgezeichnet wurden. Die Fläche des heutigen Bundeslandes Brandenburg wird von 32 Blättern abgedeckt, die für das Projekt digitalisiert zur Verfügung gestellt wurden.

Der Landesbetrieb Forst Brandenburg konnte mit Projektmitteln des Europäischen Fonds für regionale Entwicklung (EFRE) die Einrichtung eines Webportals für forstliche Geodaten vorantreiben, das auch historische Daten zu Waldflächen beinhalten sollte. Neben den Blättern von Schmettau wurden gleichfalls topographische Kartenblätter aus der Zeit um 1900 ausgewertet. In

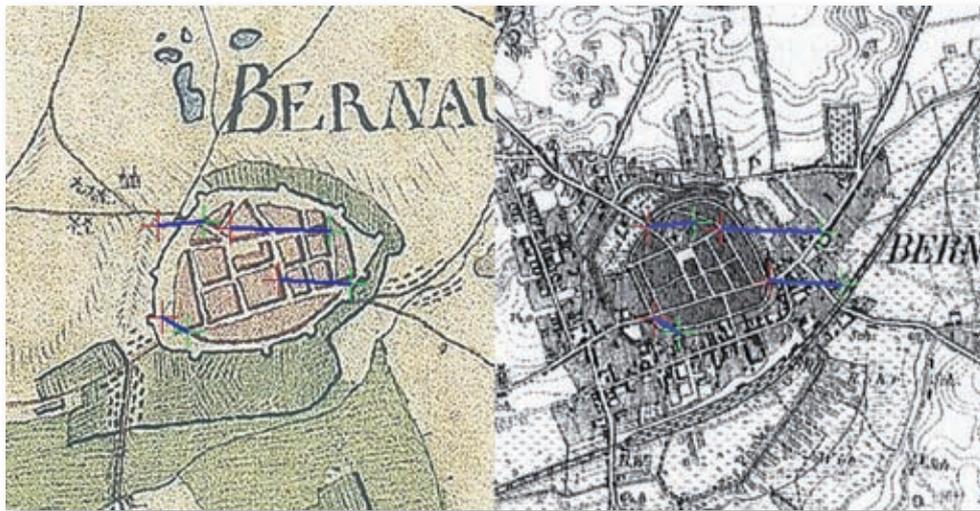


Abb. 3: Feststellung der Lagegenauigkeit, rot = tatsächliche Lage, grün = Lage in Schmettau, blau = Vektor

dieses Geoportal wurden von den historischen Kartenwerken jedoch nur die Waldflächen mit den Charakteristika ihres Bewuchses integriert. Dazu wurden diese Flächen nach der Georeferenzierung extrahiert und je nach Nutzung (geschlossener Wald, lichter Wald, Heide, Laub-, Nadel- Mischwald etc.) farblich markiert, um sie eindeutig zuordnen zu können (www.brandenburg-forst.de/webgis/).

Der gesamte digitale Datenbestand der Schmettau-Kartenblätter für Brandenburg wurde dagegen der Landesvermessung Geobasisinformation Brandenburg übergeben, um sie für die Einspielung in den Brandenburgviewer (<http://bb-viewer.geobasis-bb.de/>) aufzubereiten, so dass auch dieses Kartenwerk für die Öffentlichkeit frei zugänglich ist. Anhand dieses Beispiels soll der Aufwand für die Georeferenzierung einer Landesaufnahme ohne Trigonometrie in seinen notwendigen Arbeitsschritten erläutert werden.

Das Landesamt Forst Brandenburg als Projektträger beauftragte das Vermessungsbüro Jörg Schröder in Guben mit der digitalen Bearbeitung. Da viele Kartenblätter zerschnitten und auf Leinen geklebt sind, mussten zunächst die Beschneidungskanten wieder zusammengefügt und anhand von Verknüpfungslinien ausgerichtet und angepasst werden. Im zweiten Arbeitsschritt wurden Passpunkte in Ortslagen gesucht, die damals wie heute in den Karten zu finden sind. In erster Linie eigneten sich hierzu Kirchen, Stadttore oder Schlossanlagen. Zur Überraschung musste festgestellt werden, dass es große Abweichungen in der Lagegenauigkeit gab (Abb. 3). In einzelnen Fällen war sogar die gesamte Ortslage verdreht (Abb. 4): Statt seiner tatsächlichen Ausrichtung Nordwest – Südost ist beispielsweise der Ort Schönow im Schmettau'schen Kartenwerk in einer Nordnordost – Südsüdwest-Lage dargestellt. Weitere Passpunkte wurden im freien Gelände gesucht, die ebenfalls in heutigen Karten noch nachgewiesen sein



Abb. 4: Verschobene Ortslage von Schönow

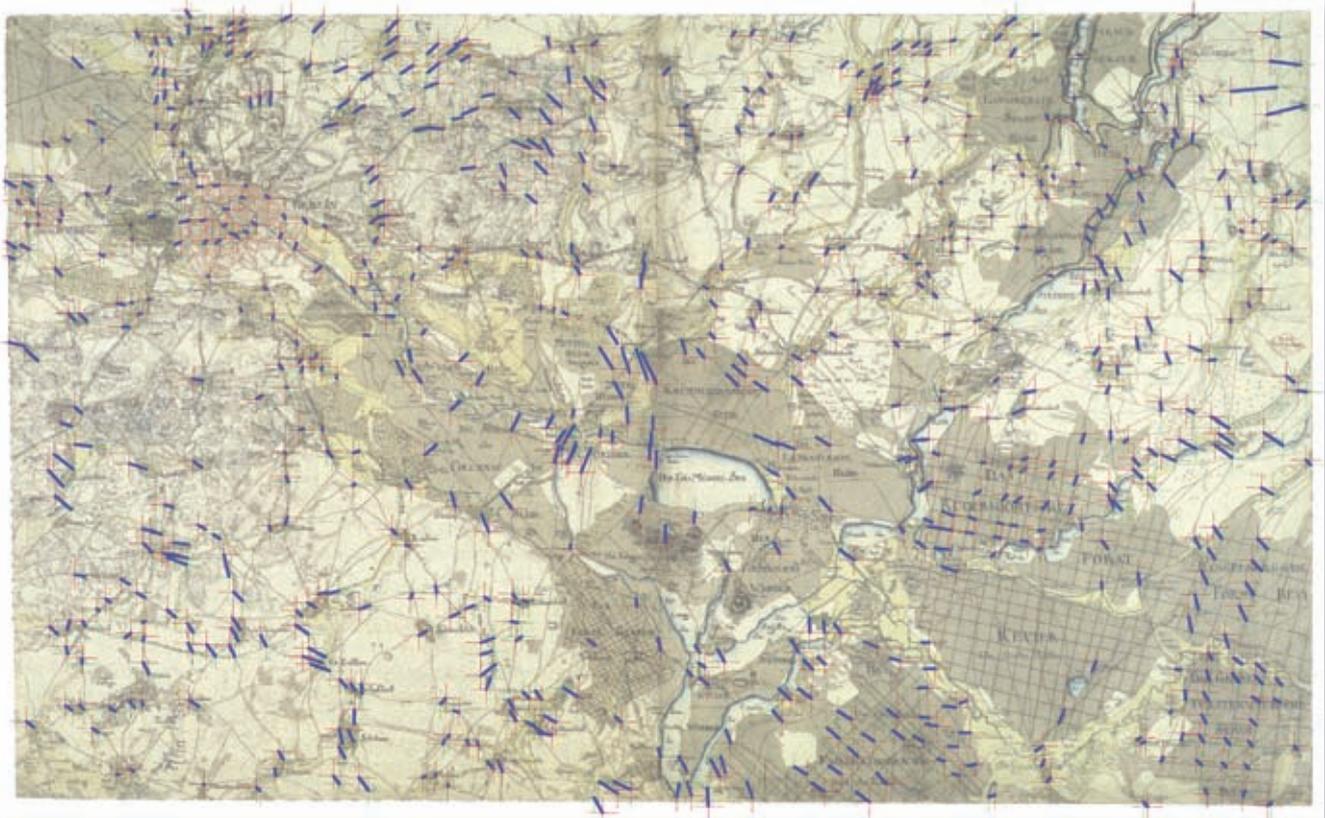


Abb. 5: Viele Vektoren auf einem Kartenblatt sorgen für eine höchstmögliche Genauigkeit



Abb. 6: Viele Randpunkte sorgen für einen passgenauen Übergang zwischen den Kartenblättern



Abb. 7: Das Ergebnis der Vektortransformation

mussten, wie Teeröfen, Mühlen, Brücken oder Wegekrenzungen, so dass möglichst viele Vektoren für eine Umrechnung zur Verfügung standen (Abb. 5). Um die Übergänge zu den Nachbarblättern möglichst exakt zu gewährleisten, wurden alle Randpunkte erfasst (Abb. 6). Durch die Transformation der Vektoren wurden die Kartenblätter verzerrt (Abb. 7) und konnten anschließend elektronisch zusammengefügt werden, um sie als Gesamtfläche in den Brandenburgviewer einzubinden.

Zusammenfassung und Ausblick

Die digitale Aufbereitung gescannter Kartenblätter und die vektorielle Umrechnung auf heutige geodätische Systeme für eine Einbindung in GIS-gesteuerte Programme ist nur mit einem erheblichen Zeitaufwand, historisch-geodätischem Wissen, fachlicher Qualifikation und entsprechenden finanziellen Mitteln zu leisten. Das Projekt „Sächsische Meilenblätter“ mit einer Hochschule als Kooperationspartner konnte jedoch ohne externe Finanzierung durchgeführt werden. Als „Versuchsballon“ im Einsatz der studentischen Ausbildung waren keine Personalkosten entstanden, das erreichte Ziel hat jedoch alle Erwartungen erfüllt und damit die

Mühen gelohnt. Die Anfertigung von Examensarbeiten ist dabei nicht nur eine Begleiterscheinung, sondern kann als Motor für den Einsatz innovativer Methoden und einer stetigen Anpassung gesehen werden. Für Öffentlichkeit und Wissenschaft öffnen sich mit Web Map Services neue Perspektiven. Aktives Überarbeiten der Karteninhalte mit Zeichenwerkzeugen, Strecken- oder Flächenmessungen und der Einsatz von transparenter Layertechnik für die Überblendung mit anderen Karten bieten völlig neue Herangehensweisen und ermöglichen neue Fragestellungen an alte Landesaufnahmen. Wissenschaftlern, Heimatforschern oder angewandten Behörden wie Bodendenkmalpflege, Archäologie, Natur- und Umweltschutz, Forstwesen oder Regionalplanung bringen die neuen technischen Möglichkeiten unmittelbaren Nutzen. Und der nächste Schritt ist bereits in Vorbereitung: An der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin wurde das Projekt Open Historical Data Map gestartet, das in der Art der inzwischen etablierten OpenStreetMap unsere alten Karten für eine Web Map Service-Nutzung aufbereiten soll.

Das International Image Interoperability Framework (IIIF)

■ **Dr. Markus Brantl** ist Leiter des Referats Digitale Bibliothek / Münchener Digitalisierungszentrum / Langzeitarchivierung der Bayerischen Staatsbibliothek

Vom reinen Datenzugang (Access) zur gemeinsamen Datennutzung (Data Sharing)

Seit dem Beginn der Kulturgut-Digitalisierung in den 1990er Jahren wurden zahlreiche technische Lösungen zur Internet-Präsentation digitaler Bestände aus Bibliotheken, Archiven und Museen entwickelt. Im Vordergrund der Digitalisierungsbestrebungen stand stets die Ermöglichung des Zugangs (Access) zu den Objekten des kulturellen Erbes.

So entstanden in den meisten Digitalisierungsprojekten neue, auf den spezifischen Anwendungszweck hin optimierte Betrachter (Viewer) für die Digitalisate, also die durch Digitalisierung entstandenen Objekte. Nutzer digitaler Bildrepositorien sind deswegen bis heute gezwungen, sich bei ihren Recherchen mit einer Vielfalt an Viewern mit unterschiedlichsten Funktionalitäten auseinanderzusetzen. Auch das Referat Digitale Bibliothek / Münchener Digitalisierungszentrum der Bayerischen Staatsbibliothek hat für seine Nutzer in den vergangenen 18 Jahren seines Bestehens Dutzende unterschiedlicher Viewer entwickelt und eingesetzt, darunter seit 2007 auch der Viewer der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG-Viewer). Der so entstandene „Zoo“ an isoliert betriebenen Viewern (Insel-Lösungen) ist mittlerweile, vor allem in Bezug auf Wartung und Pflege dieser Anwendungen, ein großes Problem für Digitalisierungseinrichtungen geworden.

Hinzu kommen heute neue Forderungen der Forschung, z. B. aus den digitalen Geisteswissenschaften bzw. Digital Humanities, so etwa nach der Bereitstellung hoch-

auflösender Bilder, die entweder außerhalb oder innerhalb der technischen Infrastrukturen einer bestandshaltenden Institution vernetzt sein und durch Annotationen oder Transkriptionen (Übertragungen in eine andere Schrift) angereichert werden sowie wieder- und weiterverwendet werden sollen. Bei der Präsentation mittelalterlicher Handschriften gibt es z. B. Forderungen nach stufenlosem Zoomen in hochauflösenden Bildern für maßstabsgetreue Detailuntersuchungen; außerdem soll durch flexibles Hinzuladen von Handschriften aus fremden Bildrepositorien in eigene digitale Forschungsumgebungen die Möglichkeit geboten werden, multi- bzw. hyperspektrale Digitalaufnahmen von Handschriften zur Analyse über die entsprechenden Textseiten legen zu können.

IIIF

Eine innovative, zukunftsweisende Lösung für all diese Anforderungen bietet das International Image Interoperability Framework (IIIF, gesprochen Triple-Ei-F).

Die sehr aktive IIIF-Gemeinschaft verfolgt folgende Ziele:

- Die Entwicklung von zwei offenen, interoperablen Schnittstellen zur Anwendungsprogrammierung (Application Programming Interfaces; APIs):
- API für die Bereitstellung digitaler Bilder, die sogenannte IIIF-Image-API
- API für den Transport von Metadaten zur Datenpräsentation im Internet, die sogenannte IIIF-Presentation-API.

- Die Integration der beiden APIs in neue Open-Source-Software-Entwicklungen (z. B. Mirador, Universal-Viewer).

Die IIF-Gemeinschaft bietet zudem ihre Inhalte über ihre IIF-konformen Bildserver hochauflösend, offen, interoperabel, bearbeitbar und annotierbar frei zur weltweiten Nutzung an.

Jede Institution, die Bilder über die beiden genannten APIs anbietet, ermöglicht IIF-konformen Viewern den Zugriff auf die entsprechenden Bilddaten und schafft somit die Voraussetzung für eine interoperable Vernetzung weltweit verteilter Bildrepositorien von Bibliotheken, Archiven und Museen. So können Forscher über einen IIF-konformen Viewer, wie etwa das von den Universitäten Harvard und Stanford entwickelte Viewer- und Forschungstool Mirador, Handschriften aus mehreren Repositorien in ihren Arbeitsbereich (Workspace)

laden, dort vergleichen, bearbeiten und annotieren sowie den Workspace als wiederauflaufbares Lesezeichen speichern (siehe <http://iif.github.io/mirador/>). Das MDZ bietet seit Oktober 2015 einen IIF-Demonstrator mit Mirador an (siehe Abbildung 1).

Das Zusammenspiel von IIF-Image-API und IIF-Presentation-API

Vereinfacht ausgedrückt beschreibt die IIF-Image-API einen Webservice, der ein Bild ausliefert. Über den Uniform Resource Identifier (URI; Bezeichner zur Identifikation digitaler Ressourcen) können Parameter u. a. zu dem Bildausschnitt aus einem Gesamtbild, zur gewünschten Bildgröße, zur Rotation, zur Qualität (z. B. Farb- oder Graustufenbild) und zum Datenformat ausgegeben werden. Die Funktionsweise der Image-API veranschaulicht die Abbildung 2.

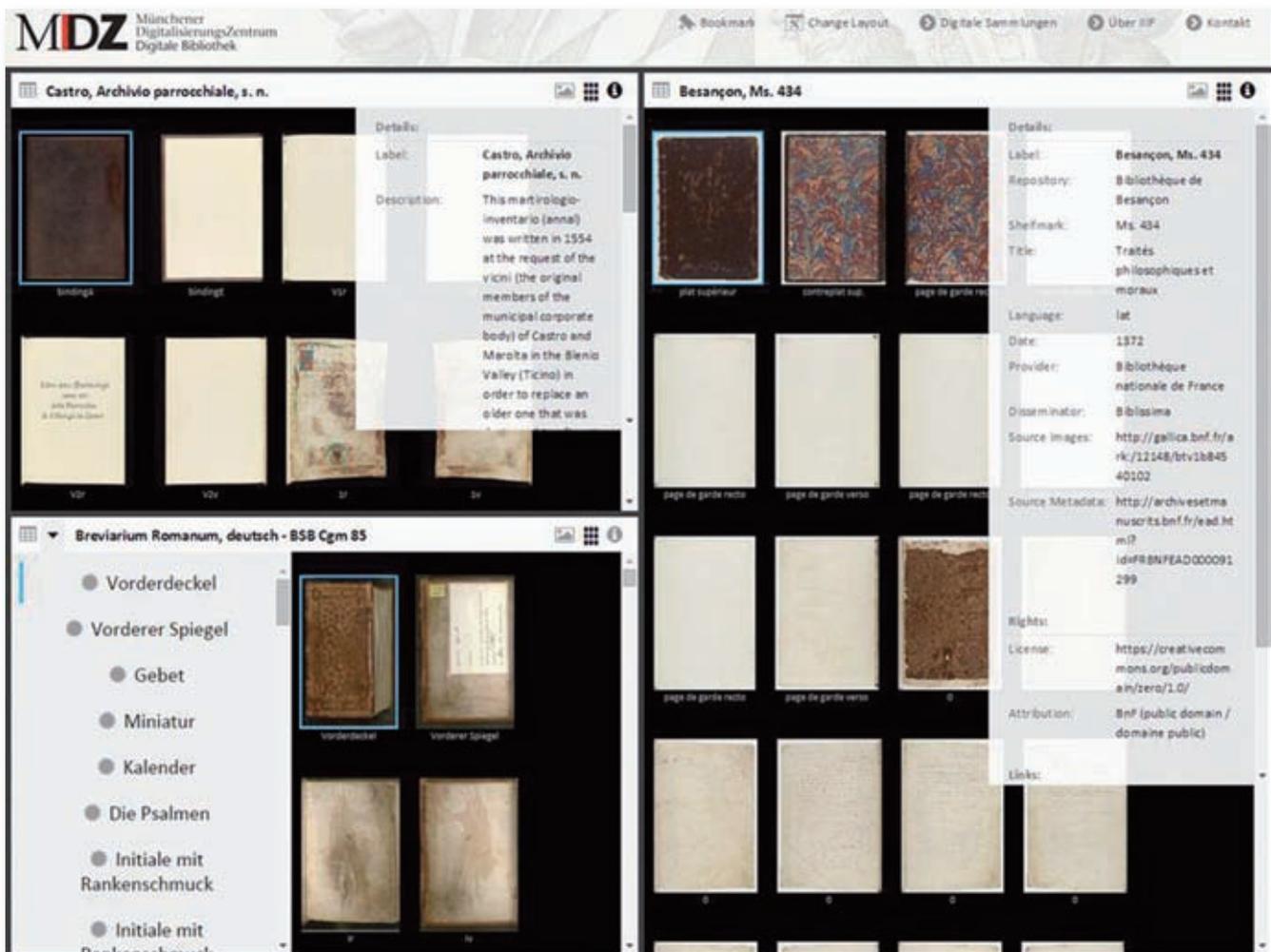
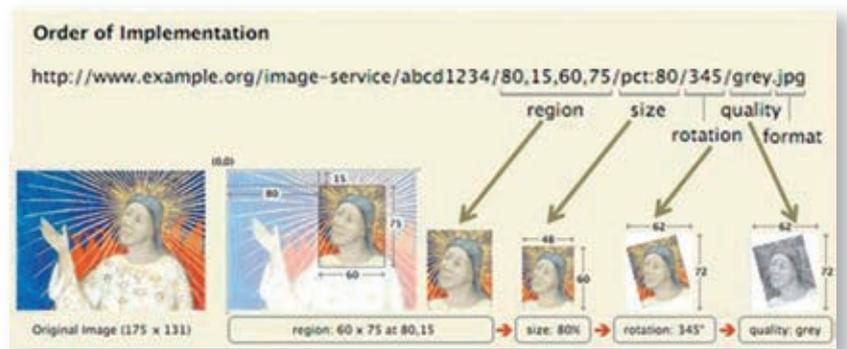


Abb. 1: Mirador, Viewer und Forschungstool, mit hinzugeladenen Handschriften von e-codices und Biblissima.
(Quelle: Digitale Bibliothek / Münchener Digitalisierungszentrum, <http://www.muenchener-digitalisierungszentrum.de>)

Abb. 2: Steuerung der Bildausgabe via URI/URL
(Foto: Tom Cramer, Stanford University Libraries)



Es gibt mittlerweile eine ganze Reihe von Open-Source- und kommerziellen Image-Servern, die in der Lage sind, Bilder IIIF-konform auszuliefern, also den offenen Standard der IIIF-Image-API befolgen. Eine Auswahl findet sich auf der IIIF-Homepage unter <http://iiif.io/technical-details.html>.

Die IIIF-Presentation-API beschreibt einen Webservice, der mit dem JSON-LD-Datenformat strukturierte Dokumente zurückgibt, die Struktur und Layout eines digitalisierten Objekts beschreiben, das sogenannte IIIF-Manifest. Diese Daten können über Transformationen leicht aus bestehenden Digitalisierungs-Metadaten gewonnen werden.

Beide APIs werden über einen IIIF-konformen Bildserver mit einer IIIF-unterstützenden Vieweranwendung (z. B. OpenSeadragon, Mirador, IIPMooViewer; siehe unter <https://github.com/iiif>) bereitgestellt, wie in Abbildung 3 zu sehen.

IIIF-Gemeinschaft

Das International Image Interoperability Framework entstand 2011 mit Unterstützung der Mellon Foundation aus einer gemeinsamen Initiative renommierter Gedächtnisorganisationen, zu denen unter anderem die Stanford University Libraries, Cornell University, British Library, Bodleian Libraries (Oxford) sowie die National-

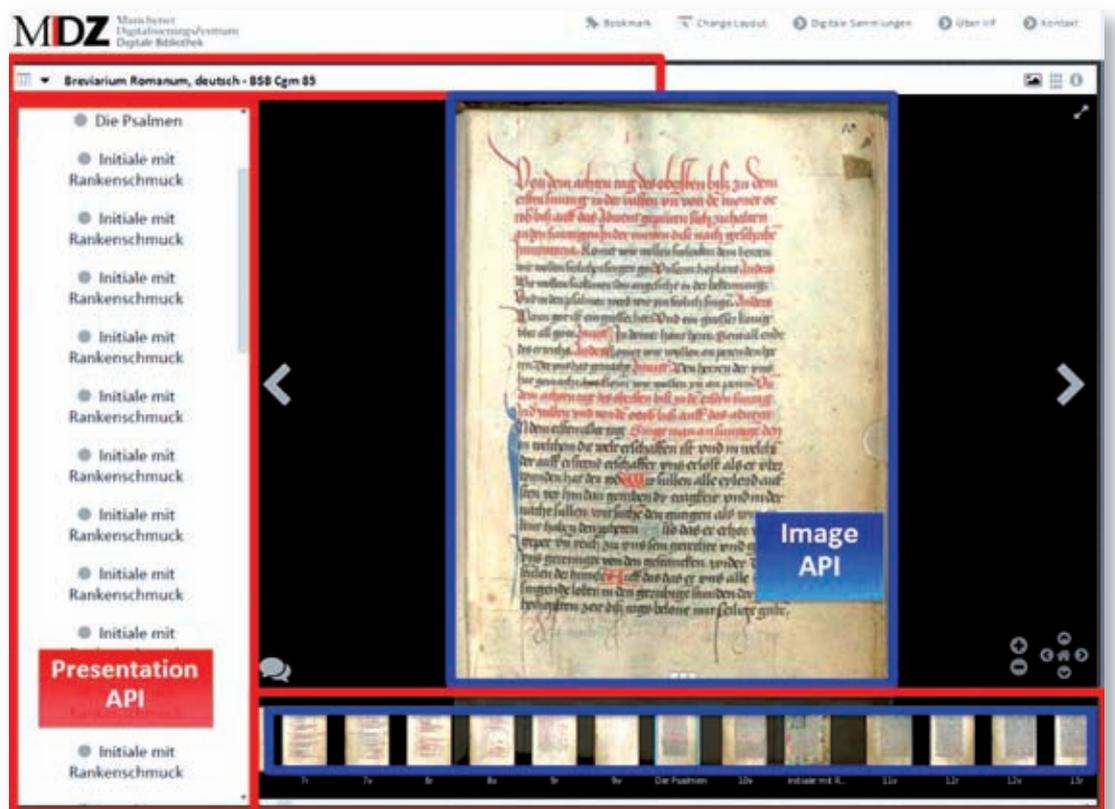


Abb. 3: Zusammenspiel von Image- und Presentation-API bei der Internet-Präsentation
(Foto: Digitale Bibliothek / Münchener Digitalisierungszentrum)

bibliotheken von Frankreich und Norwegen gehören. Heute wird die IIF-Gemeinschaft bereits von über 20 über den Globus verteilten Museen, Bibliotheken und Archiven getragen und weiterentwickelt. Die Bayerische Staatsbibliothek ist seit Juni 2015 Mitglied im sogenannten IIF-Core Founding Member Consortium und beteiligt sich im Rahmen der geplanten IIF-konformen Bereitstellung ihrer gesamten digitalisierten Bestände an den technischen IIF-Weiterentwicklungen.

IIF für die Forschung und die zukünftige Rolle an der Bayerischen Staatsbibliothek

Data Sharing und alle nachgeordneten Prozesse werden durch den Einsatz von IIF zur Realität. Der Forschung wird durch die IIF-APIs freier Zugriff auf Bildrepositorien ermöglicht. Die Bayerische Staatsbibliothek hat IIF mit großen Datenmengen bereits für das Portal *bavariikon* (<http://www.bavariikon.de>) eingesetzt. Auf den hier gewonnenen Erfahrungen wird nun bei der Öffnung der Bildrepositorien aufgebaut, da der Einsatz von IIF u. a. etliche Vorteile bietet:

- Bereitstellung hochauflösender Bilder mit einer Punktdichte von 300 ppi und mehr.

- Einheitliche intern und vor allem extern nutzbare Schnittstellen für den Zugriff auf die Bilder. Damit wird die interoperable Vernetzung mit anderen IIF-Bildrepositorien erreicht, und die Forschung erhält neue Tools, wie etwa Mirador, mit innovativen Zugriffsformen.
- Nachnutzung einer ständig steigenden Zahl von IIF-konformen Viewerentwicklungen der IIF-Gemeinschaft (z. B. Mirador sowie Viewer für Zeitungen oder den Universal-Viewer für Videos, Audios, Bilder und 3D-Objekte).
- Wartung und Pflege nur noch einer einheitlichen technischen Infrastruktur für alle Bilder.

Die Bayerische Staatsbibliothek wird die Internet-Bereitstellung aller rund 1,2 Millionen urheberrechtsfreier Digitalisate sukzessive auch um eine IIF-konforme Bereitstellung erweitern. Ein erster Schritt war das oben genannte Testprojekt, das seit Oktober 2015 online verfügbar ist (siehe Abbildung 1). In einem zweiten Schritt werden alle bisher digitalisierten rund 10.000 mittelalterlichen Handschriften und Inkunabeln sowie Zeitungen folgen. Bis 2017 sollen dann in einem dritten Schritt alle urheberrechtsfreien Digitalisate IIF-konform und interoperabel zugänglich sein.

Tom Hanks und der Fuchs auf dem Sims

Fünf Jahre Facebook-Seite der Staatsbibliothek zu Berlin

■ **Gudrun Nelson-Busch** leitet das Sachgebiet E-Services und Kommunikation in der Benutzungsabteilung und ist seit drei Jahren kommissarische Leiterin der Zentralen Webredaktion der Staatsbibliothek zu Berlin

Der Titel klingt für Sie nach einer reißerischen Schlagzeile aus der Welt der Boulevardpresse? Zu Recht! Er führt uns mitten hinein in die Welt der sozialen Medien, wo Sie die bunten Verwandten offizieller Bibliothekswebseiten finden. Was haben aber nun der Schauspieler und das Tier miteinander zu tun? Zunächst einmal fallen beide nicht in das Gebiet klassischer Bibliotheksthemen. Unbeschadet davon erzielte die Facebook-Seite der

Staatsbibliothek zu Berlin mit zwei Nachrichten über eben diese für sie sonst etwas fremden Gebiete in ihrem fünfjährigen Bestehen die meisten „Likes“ oder „Gefällt mir“-Angaben, wie es in der deutschen Version heißt. Über 4.600mal wurden die Fotos von den Dreharbeiten mit dem Schauspieler vor dem Eingang des Hauses Unter den Linden in der Dorotheenstraße angesehen. Sogar über 11.000 Interessierte sahen das Bild von



einem Fuchs, der am helllichten Tage auf dem Sims im ersten Stock des Bibliotheksgebäudes Unter den Linden herumspazierte und – anstatt scheu zu flüchten – neugierig in die Bürofenster schaute. Beides ist durchaus unterhaltsam, aber warum ist das für die Bibliothek relevant, worin besteht der Nutzen? Arbeit macht es ja auch. Schauen wir zunächst zurück.

Zu Beginn des Jahres 2009 waren die sozialen Medien für die Staatsbibliothek noch genauso fremd, wie sie es auch heute sicher noch für einige Leserinnen und Leser in der Bibliothek oder auch dieses Magazins sein werden. Es gab andere Bibliotheken, die hier weiter waren. Um zunächst einen Einstieg in die Thematik zu bekommen, wurde im Juni des Jahres der Twitter-Account „SBB_news“ eingerichtet. An dieser Stelle zurückblickend ist es leicht, die Anfänge kritisch zu sehen. Die ersten Meldungen („Tweets“) klangen doch noch sehr nach offiziellen Verlautbarungen, an Bilder wurde noch gar nicht gedacht und auch die Frequenz der Nachrichtenproduktion war, nun ja, beschaulich. Aber wir machten Erfahrungen! Je persönlicher die Ansprache, desto eher wurde die Nachricht „retweeted“, d. h. durch andere Twitterer weiterverbreitet, und je häufiger wir Meldungen versendeten, desto mehr Leserinnen und

Leser folgten unserem Kanal. Die Zahl der „Follower“ wuchs langsam, aber stetig. Im April 2010 erweiterten wir dann unser Angebot: Die Facebook-Seite der SBB-PK wurde freigeschaltet.

Zurück zur Frage nach dem Warum. Natürlich macht es Spaß, neue Möglichkeiten auszuprobieren. Hinter unseren Aktivitäten im Social-Media-Bereich stecken allerdings durchaus ernsthafte Interessen. In unserer 2014 veröffentlichten Social-Media-Strategie haben wir diese formuliert: „Der Dialog mit unseren Kunden ist uns wichtig. Durch unsere Beteiligung an sozialen Netzwerken möchten wir vor allem unseren jüngeren Nutzerinnen und Nutzern dort begegnen, wo sie sich häufig aufhalten, und ihnen in der virtuellen Welt eine Kommunikationsplattform zu Themen der Bibliothek bieten.“ Inzwischen könnte man sogar noch unspezifischer sagen, dass wir allen an der Bibliothek Interessierten auf so vielen Kanälen wie möglich Angebote zum Dialog machen möchten. Nicht nur für Jüngere sind diese Kanäle inzwischen Alltagsgut geworden, allerdings sind es für diese heute oft sogar die einzigen regelmäßig besuchten Seiten geworden. So gehen via Facebook häufig Fragen ein, die mit einem Besuch der Bibliothekswebseiten leicht zu beantworten gewesen wären. Es



Inzwischen ist der Film unter dem Titel „Bridge of Spies“ in die Kinos gekommen (Foto: E. Rothkirch)

erscheint dieser Zielgruppe offensichtlich als angenehmer, Informationen in einem direkten Dialog zu erhalten. Auch im Kontext eines Feedback- und damit Qualitätsmanagements sind die auf den ersten Blick so leichtgewichtig daherkommenden Kanäle nicht zu verachten. Sie bieten eine einfache Möglichkeit der Kontaktaufnahme und damit auch die der direkten Antwort. Hintergründe können erklärt werden, wodurch damit ein besseres Verständnis für notwendige Abläufe oder ggf. auch Einschränkungen geweckt wird. Beantworten wir auf konventionellem Weg eine Beschwerde, haben wir im besten Falle den Empfänger oder die Empfängerin der Antwort z. B. von der Notwendigkeit einer Maßnahme überzeugt. Antworten wir auf eine Facebook Anfrage, lesen hundert andere gleich noch mit.

Fragen beantworten, in den Dialog mit Leserinnen und Lesern treten, das alles ist die eine Seite der Medaille, Inhalte für die verschiedenen Kanäle suchen und auf-



Das Bild zum Fuchs-Post

(Foto: M. Zimmermann)

bereiten die andere. Wie in vielen Bibliotheken üblich, leistet sich auch die Staatsbibliothek keine eigene Stelle für ihre Aktivitäten im Social-Media-Bereich. Umso mehr sind diejenigen, die sich für die einzelnen Kanäle verantwortlich fühlen, auf die Zuarbeit aus allen Bereichen der Bibliothek angewiesen. Content-Generierung, also das Aufspüren und Verarbeiten von Medieninhalten im eigenen Haus, hat einen wesentlichen Anteil an den Aufgaben eines Redakteurs. Erfolgt keine Information über ein bevorstehendes Ereignis, kann nicht darüber getwittert werden. Auf die Suche nach tagesaktuellen Ereignissen macht sich in unserer Bibliothek ein kleines Team aus locker assoziierten Kolleginnen und Kollegen aus verschiedenen Abteilungen. Koordinierend wirkt die Zentrale Webredaktion, auch dies ein Team aus unterschiedlichen Bereichen, verantwortlich in erster Linie für den konventionellen Webauftritt der Bibliothek. Und Content-Generierung heißt in vielen Fällen tatsächlich journalistische Arbeit im eigenen Haus. Eine Ausstellung wird eröffnet? Ein „Redakteur“ ist dabei und übernimmt auch gleich das Fotografieren. Überraschend schönes Wetter? Schnell ein Foto vom Lesegarten gemacht. Je aktueller die Nachrichten sind und je eher sich die Leserinnen und Leser in den Beiträgen wiederfinden, desto interessierter sind sie an ihnen. Sie werden auf die Seite gelockt und vielleicht ganz nebenbei dazu verführt, die Meldung über die nächste Datenbankschulung auch noch zu lesen. Mission erfüllt – nette Umgebungsfotos gemacht und dabei einen Beitrag zur Informationskompetenzvermittlung geleistet.

Inzwischen also unbestritten bieten die Social-Media-Kanäle Bibliotheken erweiterte Möglichkeiten, um ihre

Zielgruppen zu erreichen. Die Nutzung der Kanäle durch die Bibliothek erfolgt in allen Fällen kostenlos. Keineswegs darf man sich aber dem Glauben hingeben, dass damit das gesamte Angebot kostenneutral zur Verfügung steht. Über alles gesehen ist die Nutzung der Kanäle zeit- und damit personalintensiv. Der einzelne Beitrag, Post genannt (abgeleitet vom engl. „to post“ – abschicken), ist schnell geschrieben, auch der selbst gemachte Schnappschuss benötigt nicht viel Zeit. Aufwändig ist es, die Bedingungen, unter denen die Anbieter solcher Seiten ihre Angebote zur Verfügung stellen, immer im Blick zu behalten. Rechtsfolgen müssen sorgfältig beachtet werden. Jedes Hochladen eines Bildes muss den Vorgaben des Urheberrechtsgesetzes folgen, entsprechende Lizenzbedingungen sind zu formulieren und weitere rechtliche Vorgaben zu bedenken. Unbestritten: Arbeit macht es. Lohnt sich also die Mühe? Wir meinen ja. Facebook & Co. gibt uns die Möglichkeit, Einblicke in unsere Arbeit zu geben, auf besondere Stücke oder Erwerbungen schnell und unkompliziert hinzuweisen, unsere Veranstaltungen zu bewerben und vieles mehr. Sie sind damit ein wichtiger Bestandteil unserer Öffentlichkeitsarbeit. Das ist es uns wert!

Noch einmal zurück zu Tom Hanks. Es gibt neben den Mühen durchaus Höhepunkte im Alltag eines Social-Media-Redakteurs einer wissenschaftlichen Bibliothek. Und ganz unter uns gesagt – es sind nicht unbedingt die Ereignisse, mit denen die Bibliothek im Jahresbericht punktet. Ein berühmter Name findet seinen Weg durch die Netzwerke. Freunde „erzählen“ es Freunden, ein geteilter Link erreicht auf Facebook auch diejenigen, die sich sonst nie auf unsere Seiten verirren würden. Inzwischen lesen – wir haben ja dazugelernt und posten nie ohne Bild und zu ausgewählten Tageszeiten, den Text stets im Tonfall an das Medium angepasst – auch durchschnittliche Posts durchaus mal über tausend Empfänger. Es bleibt aber den berühmten Namen und den Tieren vorbehalten, auch in der Interaktion die Nase vorn zu haben. Hatte der Fuchs immerhin 1830 Beitragslesende dazu animiert, ihn mit „Gefällt mir“ zu kennzeichnen oder den Beitrag zu teilen, so waren es bei Tom Hanks über 2500. Wer den Fuchs fotografiert, die Idee zu einem lustigen Beitrag hat, oder einen besonders schönen, aber vergessenen alten Druck in das Licht der Öffentlichkeit zurückbringt, bekommt seinen Erfolg hier gleich in konkreten Zahlen benannt und unsere Facebook Seite sonnt sich im Glanz der Prominenz und

lockt mehr Leserinnen und Leser zu unseren seriöseren Meldungen.

In dieser kleinen Social-Media-Rückschau lässt sich so ein positives Fazit ziehen. Neben den bereits genannten Kanälen Twitter und Facebook lädt die Staatsbibliothek auch kurze Filme auf einen YouTube-Kanal und hat am 1. Oktober 2015 das jüngste Kind ihrer Social-Media-Familie veröffentlicht: SBB aktuell – Das Blognetzwerk der Staatsbibliothek zu Berlin – Beiträge für Forschung und Kultur. Mit diesem noch sehr neuen Angebot schließen wir die Lücke zwischen den Kurznachrichten in den hier beschriebenen Kanälen und den eher statischen Beiträgen auf unseren Webseiten oder den gedruckten Publikationen. Aktuelle, gerne auch etwas längere Beiträge aus allen Bereichen der Bibliothek geben dort noch einmal einen ganz neuen Blick auf unsere Arbeit.

Bitte lassen auch Sie sich zuletzt verführen. Sie sind selbst bei Facebook aktiv? Dann klicken Sie unsere Seite an und markieren Sie sie mit „Gefällt mir“. Aber auch dann, wenn Ihnen diese Welt bisher noch fremd ist, können Sie die Seite unter der Adresse <https://www.facebook.com/Staatsbibliothekzuberlin> aufrufen. Sie ist für jeden frei zugänglich, nur die Kommentarfunktion bleibt Ihnen verwehrt, wenn Sie sich nicht anmelden. Stöbern Sie in unserer Chronik und bewundern Sie unter „Fotos“ ein buntes Kaleidoskop aus unserer Bibliothek. Vielleicht sagen Sie dann auch: Gefällt mir!

Die Social-Media-Kanäle der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz erreichen Sie über unsere Webseiten oder unter diesen Adressen:

Facebook:

<https://www.facebook.com/Staatsbibliothekzuberlin/>

Twitter:

https://twitter.com/SBB_news

YouTube:

<https://www.youtube.com/user/StabiBerlin>

Blog-Netzwerk:

<http://blog.sbb.berlin/> oder <http://sbb.berlin/blog>

„Leuchttfeuer“ in der Bayerischen Staatsbibliothek

Beacons-Technologie zur digitalen Indoor-Navigation für Bibliotheksbesucher

■ Dr. Klaus Ceynowa ist Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek

„Der leichte Weg ist auch der richtige Weg.“

Bruce Lee

Nutzernavigation in „komplexen“ Bibliotheksgebäuden

Außerhalb von Gebäuden sind digitale Karten, Routenplaner und Wegführungen komfortabel mit einem „touch of a button“ verfügbar. Ihre Nutzung als Navigationsinstrumente ist heute so selbstverständlich, dass wir die veränderte Situation beim Betreten eines Gebäudes zwangsläufig als massiven und störenden Bruch unserer Nutzererfahrung bewerten. Innerhalb von Gebäuden funktioniert die vertraute Ortung mittels GPS nicht, man ist zwangsläufig auf klassisches Kartenmaterial oder auf mehr oder weniger nützliche Wegweiser zurückgeworfen. Das wird nicht selten der Institution, in der man sich aufhält, als eine Art Diss-Service ausgelegt, als Gleichgültigkeit gegenüber dem eigenen Bedürfnis nach rascher Orientierung und zügiger Zielführung. Dies gilt umso mehr, je differenzierter das Leistungsspektrum der Einrichtung ist, je heterogener ihre Zielgruppen und je unübersichtlicher das Gebäude selbst. Die Bayerische Staatsbibliothek – und ähnlich liegen die Verhältnisse in der Staatsbibliothek zu Berlin – darf sich hier sicherlich in besonderem Maße angesprochen fühlen. Der in den Jahren 1832 bis 1843 im Auftrag König Ludwigs I. von Friedrich von Gärtner nach dem Vorbild italienischer Renaissance-Palazzi errichtete, heute unter Denkmalschutz stehende Vierflügelbau an der Münchener Ludwigstraße hat eine Länge von 152 Metern, eine Tiefe von 78 Metern und eine Höhe von 24 Metern.

Die ursprüngliche bauliche Gestaltung des Innenraumes verband repräsentative Ziele (man denke nur an das monumentale Prachttreppenhaus) mit bibliotheksfachlichen Aspekten und stellt bis heute nicht geringe Ansprüche an das Orientierungsvermögen der Besucher. Zudem hat die Bayerische Staatsbibliothek mit sehr

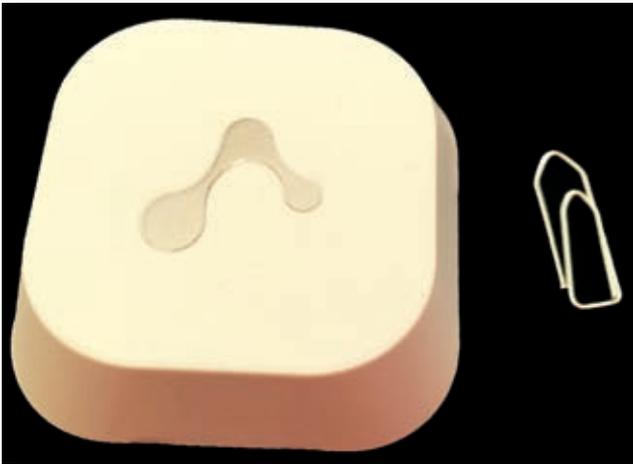
heterogenen Nutzergruppen umzugehen (Wissenschaftler, Studierende, Schüler, allgemeine Öffentlichkeit, Touristen), denen ein ausdifferenziertes Spektrum lokaler Dienste angeboten wird (von der „Leihstelle“ bis zum Aventinus-Forschungslesesaal).

Orientierungshilfen wie Flyer, analoge und digitale Wegweiser, Tutorials, Video-Guides, QR-Codes und auch die vertraute Beratung an den Infotheken sind zwar unentbehrlich, lassen aber – wie die alltägliche Erfahrung im Gebäude herumirrender Nutzer zeigt – doch buchstäblich „viele Fragen offen“. Hinzu tritt die angesprochene frustrierende Erfahrung, dass das heißgeliebte Smartphone beim Betreten des Gebäudes seinen Dienst als nützlicher Orientierungshelfer komplett einstellt. Hier eröffnet ein bereits 2013 von Apple eingeführter Standard „iBeacon“ für die Navigation in geschlossenen Räumen, der auf Bluetooth Low Energy (BLE) basiert, neue Lösungswege, die die Bayerische Staatsbibliothek in Zusammenarbeit mit einem Studierendenprojekt des Lehrstuhls für angewandte Softwaretechnik der Technischen Universität München erprobt und nun mit der iOS-App „BSB-Navigator“ in den Echtbetrieb überführt hat.

Beacons in der Bayerischen Staatsbibliothek

Beacons (dt.: Leuchttfeuer) sind nach dem iBeacon-Standard funktionierende Signalgeber mit einem Durchmesser von ca. zwei bis drei Zentimetern, die in Innenräumen platziert – konkret: in zwei bis drei Meter Höhe an die Wand geklebt – werden und die in regelmäßigen Intervallen Signale senden. Damit die Batterie dieses kleinen Devices nicht nach kurzer Zeit erschöpft ist, arbeitet das Beacon auf der Grundlage der Bluetooth Low Energy-Funktechnologie, so dass die Batterie bis zu zwei Jahre durchhält.

Durchhalten müssen auch Sie als Leser nun, denn jetzt wird's zwangsläufig ein wenig technisch: Vermittels des ausgesendeten Bluetooth-Signals überträgt das Beacon Daten, und zwar exakt drei Werte, die durch den iBeacon-Standard definiert sind. Zunächst die sogenannte UUID (Universally Unique Identifier), eine Zeichenfolge, die als generelles Zuordnungsmerkmal fungiert; so



Ein Beacon im Größenvergleich

haben alle in der Bayerischen Staatsbibliothek platzierten Beacons die gleiche UUID (die damit quasi für alle Beacons aussagt: „Ich hänge in der Bayerischen Staatsbibliothek“). Sodann den Major Value, mit dem eine bestimmte Untergruppe von Beacons zu identifizieren ist, zum Beispiel alle Beacons, die im Aventinus-Forschungslesesaal installiert wurden. Und schließlich den Minor Value, mit dessen Hilfe einzelne Beacons eindeutig identifiziert werden können; so hat das Beacon vor den Schließfächern des Aventinus-Forschungslesesaales einen spezifischen Minor Value. Damit ist die Leistung eines Beacon aber auch schon vollständig beschrieben. Es versendet die beschriebenen Signale, und sonst tut es rein gar nichts.

Die App „BSB-Navigator“

Damit die Beacons Teil eines Dienstes werden, braucht es ein Smartphone, auf dem Bluetooth zum Empfang der vom Beacon ausgesandten Signale aktiviert sowie eine speziell programmierte App installiert ist, die die Inhouse-Navigation „entlang“ der empfangenen Signale ermöglicht. Im Falle des Projekts der Bayerischen Staatsbibliothek ist dies die iOS-App „BSB-Navigator“, die kostenfrei im App-Store von Apple erhältlich ist. Eine Android-Version der App soll voraussichtlich noch in die-

sem Sommer erscheinen. Der „BSB-Navigator“ bietet folgende Features:

- Eine interaktive Karte, die sämtliche für die Benutzer zugänglichen Gebäudeebenen und Geschosse umfasst; die einzelnen Ebenen sind vom Nutzer frei anwählbar, die Karte zeigt beim Aufrufen stets die aktuelle Position des Anwenders.
- Eine Echtzeit-Indoor-Navigation, die den Nutzer von seiner aktuellen Position zu einem ausgewählten Ziel innerhalb des Gebäudes führt.
- Einen Discovery Mode, der den Nutzer buchstäblich im Vorbeigehen auf interessante Objekte, Orte und Sachverhalte, die im Zusammenhang mit der Bibliothek stehen, aufmerksam macht.
- Eine „Tour“-Funktionalität, die den Nutzer auf einer zuvor ausgewählten Route entlang bestimmter Points of Interest durch die Bibliothek führt. Aktuell sind zwei Touren implementiert, der „Allgemeine Rundgang“ für Neunutzer und der „Touristische Rundgang“, ein Führer zu den touristischen Highlights der Bayerischen Staatsbibliothek.

Auf der Basis dieser Features ist das Grundprinzip des Zusammenwirkens von Beacons und „BSB-Navigator“ denkbar einfach. Betritt der Nutzer die Bayerische Staatsbibliothek und öffnet die App, kann diese auf die über Bluetooth empfangenen Signale und Daten der Beacons zugreifen. Anhand der Signalstärke kalkuliert die App die ungefähre Entfernung des Smartphone zum jeweiligen Beacon und zeigt beim Unterschreiten einer definierten Entfernungsschwelle bestimmte Informationen an. Sendet ein Beacon beispielsweise die UUID „Standort: Bayerische Staatsbibliothek“, den Major Value „Galerie im Prachttreppenhaus“ und den Minor Value „Statue Ludwigs I.“, werden dem Nutzer beim Passieren der Statue Infos zum König auf das Smartphone gespielt. Das ist zugleich das Funktionsprinzip des Discovery Mode der App.

Für die *Navigation* zu ausgewählten Zielen im Gebäude sind weitere Funktionalitäten erforderlich. Zunächst muss die jeweils aktuelle Position des Nutzers möglichst exakt bestimmt und auf der interaktiven Gebäudekarte angezeigt werden. Dies geschieht mittels Triangulierung, also durch Berechnung des Nutzerstandpunktes als Schnittpunkt der durch die ausgesandten Signale dreier Beacons gebildeten Winkel. Bewegt sich der so hinsichtlich seines Standortes erfasste Nutzer dann

durch das Gebäude, erfasst die App in Echtzeit die auf seinem Weg jeweils in der Nähe befindlichen Beacons anhand der von diesen gesendeten Signale. Die App kalkuliert daraufhin die neue Position des Nutzers und aktualisiert die Standortanzeige, die auf der interaktiven Karte in Form eines blauen Punktes dargestellt wird.

Wenn eine Navigation zu einem vom Nutzer ausgewählten Point of Interest gestartet wird, kalkuliert die App die Route zum Ziel und zeigt den Pfad vom aktuellen Standort zum Zielpunkt in Form einer blauen Linie an. Folgt der Nutzer dann dieser Route, wird sein jeweiliger Standort wie beschrieben in Echtzeit aktualisiert, und entsprechend bewegt sich der blaue Punkt auf der blauen Linie. Der Nutzer weiß so jederzeit, wo er sich befindet und sieht direkt seinen „Fortschritt“ zum gewählten Ziel.

Points of Interest und „Bring mich hin“-Navigation

Das User Interface, das die beschriebenen Funktionalitäten umsetzt und nach den Prinzipien des Flat Design gestaltet ist, unterteilt sich in Hauptbildschirm und Kartenbildschirm. Der Hauptbildschirm eröffnet den Zugriff auf sämtliche Dienste der App. Ein Navigationsbutton oben links auf dem Screen lokalisiert den Nutzer auf der interaktiven Karte an seinem jeweiligen Standort im Gebäude. Der Suchschlitz darunter bietet die Möglichkeit der direkten Suche nach Points of Interest (z. B. Infoschalter, Lesesäle, Gruppenarbeitsplätze), der Trefler wird direkt auf der Karte angezeigt.

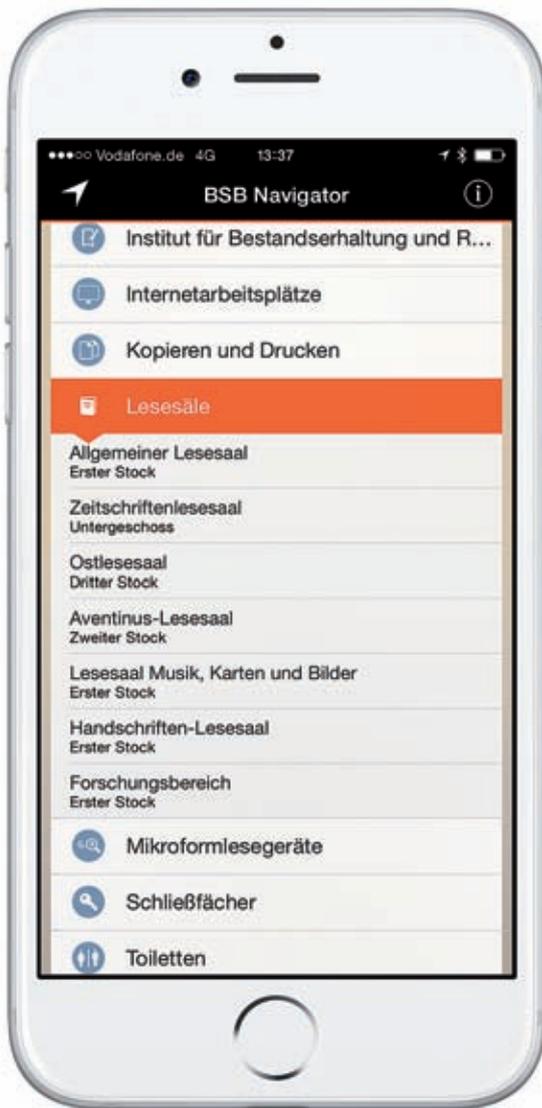
Unterhalb des Suchschlitzes wird die *interaktive Karte* in Form eines etageweise geschichteten, stilisierten Grundrisses angezeigt. Die einzelnen Stockwerke sind vom Nutzer anwählbar. Die Points of Interest der jeweiligen Etage werden durch Icons dargestellt, deren Antippen zu ergänzenden Informationen führt und – das ist entscheidend – einen „Bring mich hin“-Button anzeigt, dessen Anwahl dann unmittelbar die Navigation zu diesem Ort startet. Unterhalb der interaktiven Karte findet sich die *Kategorienliste*, die einen Überblick über die verfügbaren Ziele gibt und auf die subsumierten Standorte hin expandiert werden kann (z. B. die Kategorie „Veranstaltungsräume“ zu „Marmorsaal“, „Fürstensaal“ etc.). Das Antippen eines Standortes in der Kategorienliste führt erneut zu seiner Anzeige auf der interaktiven Karte und damit wieder zum „Bring mich hin“-Button.



Startscreen des „BSB-Navigators“

Die zu den Points of Interest verfügbaren Informationen zeigen im Regelfall auch ein Foto des Ortes, womit die Orientierung des Nutzers zusätzlich erleichtert wird, und weisen zudem auf die Barrierefreiheit des Standortes hin. Unterhalb der Kategorienliste findet sich noch die Auswahl der „geführten Touren“, hier stehen derzeit ein allgemeiner und ein touristischer Rundgang zur Wahl. Das Klicken auf einen der Tour-Button führt ebenfalls wieder auf die Kartenanzeige des aktuellen Standorts des Nutzers im Gebäude und startet von dort aus die angewählte Tour.

Eine Besonderheit ist der schon erwähnte, an- und abschaltbare Discovery-Modus. Hier werden Informationen auf das Smartphone des Nutzers gepusht, sobald dieses sich in der Nähe bestimmter Beacons befindet. Es handelt sich hierbei um Kurzinfos zu interessanten Objekten und Orten im Gebäude, die bewusst nicht in



Kategorienliste der App

die Kategorienliste der unmittelbar nutzungsrelevanten Standorte aufgenommen wurden (z. B. die Erd- und Himmelsgloben vor der Handschriftenabteilung), und an denen der Nutzer im Arbeitsalltag oft achtlos vorbeigeht.

Die Navigationsfunktion der App wird immer über den „Bring mich hin“-Button der Infoboxen ausgelöst, die über die Point of Interest-Icons auf der interaktiven Karte anwählbar sind. Das Antippen des Buttons löst dann direkt die Kalkulation der Route vom aktuellen Standort zum Zielpunkt aus. Die kalkulierte Route wird, wie oben beschrieben, als blaue Linie angezeigt, die von der aktuellen Position des Nutzers zu dem von ihm ausgewählten Zielort führt. In den Fällen, wo sich Start- und Endpunkt der Navigation nicht im selben Gebäudestockwerk befinden, wird die blaue Linie am Übergang zwi-



Ein POI auf der interaktiven Karte

schen den Geschossen (in der Regel eine Treppe) unterbrochen und im nächsten Geschoss fortgeführt.

Neben der Auswahl und Beschreibung der mehr als 70 Points of Interest, der Generierung der interaktiven Karten aus vorliegenden, „analogen“ Grundrisszeichnungen und Gebäudekarten, dem Layout, Design und der Entwicklung der App bot das Beacon-Projekt auch einige recht handfeste Herausforderungen. Die 250 Beacons mussten zur Gewährleistung einer optimalen Sendeleistung durchgängig in drei Meter Höhe verklebt werden, was eine zweitägige „Leitertour“ durchs Haus erforderte.

Auch scheinbare Kleinigkeiten dürfen nicht übersehen werden. So gestattet die Hausordnung der Bibliothek die Nutzung von Smartphones „in einem lautlosen Be-



Ein POI mit Kurzinfos und „Bring mich hin“-Button



Navigation zum ausgewählten Zielpunkt
(Fotos: BSB/Bokowsky + Laymann)

triebszustand (ohne Klingelgeräusche)“ und ist insofern mit der Nutzung des „BSB-Navigators“, der bewusst keine sprachgesteuerte Nutzerführung vorsieht, kompatibel. Die überall im Gebäude angebrachten Piktogramme zeigen jedoch schlicht ein durchgestrichenes Mobiltelefon, das sich schlecht mit der aktiven Bewerbung „unserer neuen mobilen Navigations-App“ verträgt. Folglich mussten diese Piktogramme – verteilt über das gesamte Gebäude immerhin knapp 100 – komplett durch passendere Icons ersetzt werden.

Virtuelle Orientierung im realen Bibliotheksraum

Der unmittelbare Mehrwert der Beacons-Technologie liegt auf der Hand: Sie erlaubt die „Fortsetzung“ der vertrauten netzbasierten Outdoor-Navigation im Inne-

ren von geschlossenen Gebäudekörpern und gewährleistet damit für den Bereich der standortbezogenen Zielbestimmung und Zielführung eine bruchlose Nutzererfahrung. Darüber hinaus unterstützen Beacons die Verschränkung realer und virtueller Nutzungserlebnisse. Beim Gang durch das Bibliotheksgebäude werden mir zum Beispiel im „Discovery Mode“ des „BSB-Navigators“ buchstäblich im Vorbeigehen interessante, merkwürdige und nützliche Orte, Plätze und Objekte auf dem Smartphone angezeigt, die zu einer vertieften Beschäftigung einladen.

Die Applikation kann so digitale Services aus den lokalen, ortsgebundenen Angeboten „herauswachsen“ lassen, etwa indem beim Betreten des „Ostlesesaals“ der Bibliothek ein erklärender Link auf den Webauftritt des Fachinformationsdienstes Osteuropa eingeblendet

wird. Die oft beschworene „Einheit“ des Virtuellen und Realen, des Digitalen und Analogen wird so ganz konkret erfahrbar.

Allerdings ist, wie gezeigt wurde, der Einsatz von Beacons-basierten Applikationen kein für den Benutzer ganz niedrighschwelliger Service. Der Bibliotheksbesucher muss (1) die App auf seinem Smartphone installiert und geöffnet haben, (2) Bluetooth muss auf dem Smartphone aktiviert sein, (3) die Zustimmung zum Zugriff auf den Standort muss beim erstmaligen Starten der App erteilt werden. Hinzu kommt, dass die App als strikt auf die Inhouse-Nutzung in der Bayerischen Staatsbibliothek bezogener Dienst aktiv auch im Gebäude beworben werden muss, und zwar – neben Facebook, Twitter und Website – durch genau die Medien, deren Nutzung sie zumindest partiell überflüssig machen soll: Flyer, Aufsteller im Foyer, Signposts etc.

Hinsichtlich der Nutzerakzeptanz stellt das Beacons-Projekt der Bayerischen Staatsbibliothek also durchaus eine Risiko-Innovation dar, die jedoch schon mit Blick auf die gewonnenen bibliotheksfachlichen Einsichten lohnt. Hierzu zählen der im Zuge der Definition der über 70 Points of Interest eingeübte externe, gleichsam

„fremde“ Blick auf die räumlichen Rahmenbedingungen (und Grenzen) der Bibliotheksangebote, die digitale Aufbereitung und Gestaltung der verfügbaren Kartenmaterialien zum Gebäude, sowie die Erarbeitung optimierter Routen und Wegführungen zu den Inhouse-Diensten. Das alles kann in vielfältigen Kontexten nachgenutzt und in zukünftigen Weiterentwicklungen digital gestützter Indoor-Navigation verwendet werden.

Damit zeigt das Beacon-Projekt auch das „Wesen“ jedes Innovationshandelns. Innovationsprojekte treffen ja immer eine Aussage darüber, wo man in Zukunft stehen will, aber jetzt eben noch nicht ist. Der innovative Blick sieht das Gegenwärtige grundsätzlich als das zu Verändernde – Innovation lässt sich geradezu als *Nichtakzeptanz des Status Quo* definieren. Daher ist Innovationshandeln immer experimentell, es ist ein sich Hineinwagen in unerkanntes Land und damit per se riskant. Dieses Risiko muss institutionell erlaubt und sogar gewollt sein, es ist ein konstitutives Element jeder Innovation. Das Beacon-Projekt der Bayerischen Staatsbibliothek versteht sich damit auch als ein kleiner Beitrag zur Einübung dieser Haltung im Arbeitsalltag einer großen Universalbibliothek.

Neue Methoden der Tiefenerschließung von Musikautographen

Das DFG-Projekt „Kompetenzzentrum Forschung und Information Musik“ (KoFIM) an der SBB-PK

■ **Wolfgang Eckhardt, Julia Neumann, Dr. Tobias Schwinger und Alexander Staub** sind wissenschaftliche Angestellte im Projekt KoFIM in der Musikabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin

Zum Projekt

Die Erforschung musikalischer Quellen gehört zu den Grundlagen des Fachs Musikwissenschaft. Sie liefert im Idealfall Antworten auf zentrale Fragen: zur Autorschaft, zur Datierung, zur Herkunft und zum Gebrauchszusammenhang von Manuskripten. Eine wesentliche Rolle

spielt dabei die Untersuchung von Wasserzeichen, beteiligten Schreibern und Provenienzmerkmalen. Allerdings wurden wichtige Sammlungen bisher noch nicht adäquat erschlossen. Auch Musikhandschriften der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz sind zum Teil nur konventionell in Zettelkatalogen oder gedruckten Katalogbänden nachgewiesen (Abb. 1).



Abb. 1: Karteikarte aus dem Autographenkatalog der Musikabteilung

Dies gilt insbesondere für den Kernbestand der in der Musikabteilung der Staatsbibliothek aufbewahrten Musikautographe, der ca. 7.500 Quellen des 17. bis 19. Jahrhunderts umfasst. Schwerpunkt des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projekts KoFIM ist eine digitalisatgestützte wissenschaftliche Tiefenerschließung dieses Bestands, die über bisherige Erschließungsmethoden hinausgeht. Ziel ist zunächst eine Verbesserung der Nachweissituation für die Autographensammlung durch deren Erfassung in der Datenbank des „Répertoire International des Sources Musicales“ (RISM) – der zentralen internationalen Online-Datenbank für Musikhandschriften.

Darüber hinaus wird im Projekt durch die Entwicklung von Verfahren und Workflows für die digitale Dokumentation von Wasserzeichen und Schreibern in Musikhandschriften eine Verbesserung der Forschungsinfrastruktur im Fach Musikwissenschaft angestrebt. Die Erschließung in einer Online-Datenbank bietet in diesem Zusammenhang Möglichkeiten der Datenanreicherung, der Repräsentation von Daten und der Verknüpfung von Informationen und erlaubt somit die Anwendung von Methoden aus dem Bereich der „Digital Humanities“.

Wasserzeichen

In der Musikphilologie ist die Analyse des Papiers und der darin enthaltenen Wasserzeichen seit langem eine

bewährte Methode, um Datierung und Provenienz einer Handschrift zu ermitteln. Jedoch wird das Potenzial der Wasserzeichenanalyse noch nicht ausgeschöpft, einheitliche Standards haben sich nicht etabliert. Nach wie vor werden in erster Linie manuelle Durchzeichnungen angefertigt, bildgebende Verfahren spielen kaum eine Rolle. Neue Möglichkeiten zu einer flächendeckenden Erfassung bieten sich mit der Erschließung von Wasserzeichen in Online-Datenbanken.

Das Projekt KoFIM hat sich zum Ziel gesetzt, die Bedingungen für die digitale Dokumentation von Wasserzeichen in Musikhandschriften entscheidend zu verbessern. Der gewählte Bestand ist hierfür besonders geeignet. Die zahlreichen datierten Autographe liefern grundlegendes Vergleichsmaterial für andere Bestände innerhalb und außerhalb der Berliner Sammlung. Bei der Wasserzeichendokumentation stehen zwei Aspekte im Zentrum: die optimale Sichtbarkeit und die Suchbarkeit digitalisierter Wasserzeichen. Für die Aufnahme von Wasserzeichen wird mit der Thermographie ein neuartiges, bestandsschonendes Verfahren verwendet. Das vom Fraunhofer-Institut für Holzforschung in Braunschweig (WKI) entwickelte Prinzip basiert auf der Durchleuchtung eines Papiers mit Infrarotstrahlung – das dabei erzeugte Bild gibt die Dichteunterschiede im Papier wieder. Schriftüberlagerungen werden im Idealfall vollständig eliminiert. Durch die bessere Sichtbarkeit von Details können Motive besser beschrieben und systematisiert werden (Abb. 2).

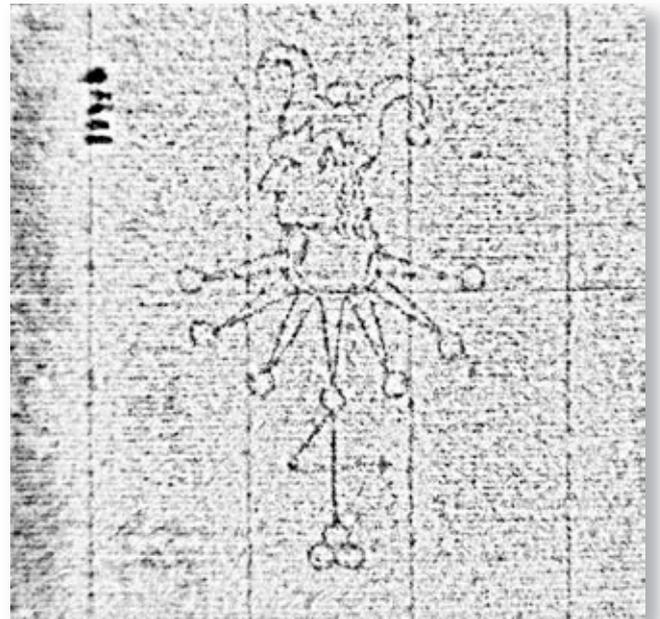


Abb. 2 links: Wasserzeichen im Durchlicht. Quelle: D-B Mus.ms.autogr. Meder, J. V. 1, f. 56r; rechts: das selbe Wasserzeichen mittels Thermographie aufgenommen

Für das Projekt wurde ein technisch komplexes Gesamtsystem konstruiert, das aus einer Thermographiekamera, dem sogenannten Grazer Buchtisch und einem Rechner besteht (Abb. 3). Die Thermographiekamera soll über das Projekt hinaus in der Staatsbibliothek und perspektivisch auch in der gesamten Stiftung Preussischer Kulturbesitz nachgenutzt werden.

Durch die Kooperation mit dem Stuttgarter „Wasserzeichen-Informationssystem“ (WZIS) wird erstmals eine komfortable Recherchemöglichkeit für digitalisierte

Wasserzeichen in Musikhandschriften geschaffen. Die fächerübergreifende Datenbank soll langfristig zu einem zentralen Informationssystem für Wasserzeichen ausgebaut werden. Ergänzend zur verbalen Beschreibung in der RISM-Datenbank werden die Wasserzeichen mittels Thermographie digitalisiert und in WZIS nach einheitlichen Standards tiefenerschlossen, d. h. in eine Motivklassifikation eingeordnet, vermessen und mit ergänzenden Metadaten versehen. Die Datensätze werden in beiden Datenbanken kreuzverlinkt.



Abb. 3: Thermographiesystem: Thermographiekamera und Grazer Buchtisch

Auf dieser Basis können differenzierte Suchanfragen gestellt werden, die u.a. eine exakte Bestimmung identischer Wasserzeichen erlauben. Ein weiterer Vorteil ist die Integration der Wasserzeichendigitalisate in einen umfangreichen, fächerübergreifenden Datenpool, der inzwischen mehr als 120.000 Wasserzeichen umfasst. Die Sichtbarkeit des eigenen Bestands wird erhöht und Recherchen können auf einer viel breiteren Basis durchgeführt werden.

Schreiber

Bis etwa 1820 erfolgte die Überlieferung musikalischer Werke überwiegend handschriftlich in Form von Autographen oder Abschriften. Die Kenntnis darüber, ob eine Handschrift vom Komponisten selbst oder einem Kopisten angefertigt wurde, erlaubt nicht nur Rückschlüsse hinsichtlich der Authentizität einer Quelle, sondern auch im Hinblick auf die Datierung, Rezeption und Distribution von Werken. Das Schriftbild ermöglicht in Kombination mit anderen Indizien in vielen Fällen eine mehr oder weniger genaue regionale Zuordnung einer Handschrift. Existiert für einen Komponisten oder Kopisten eine Chronologie seiner Schriftentwicklung, so können die ermittelten Schriftstadien ergänzend zum Papierbefund zur Klärung von Datierungsfragen eingesetzt werden. Für einen Schriftvergleich ist die bildliche Dokumentation signifikanter Schriftmerkmale eine wesentliche Voraussetzung. In den Personendatensätzen der RISM-Datenbank wurden bis jetzt allerdings nur inhaltliche Metadaten zu Komponisten und Kopisten erfasst.

Im Rahmen des Projekts werden diese Datensätze nun durch Verlinkung mit digitalen Schriftproben, die charakteristische Merkmale wie Notenschlüssel oder Pausenzeichen dokumentieren, angereichert. Für die Bezeichnung der Links wurde ein standardisiertes, nachnutzbares Schema entwickelt, aus dem weitere Informationen hervorgehen – u.a. zur Quelle und ihrer Datierung, zum Charakter des Schriftbilds oder zum Schriftstadium. Der Personendatensatz enthält sämtliche Schriftproben einer Person und dokumentiert auf diese Weise die Entwicklung einer Handschrift (Abb. 4).

Ein Problem der Forschung zu Kopisten sind Mehrfachbenennungen, da Schreiber oft namentlich (noch) nicht bekannt sind und deshalb in verschiedenen Forschungs-

Name	Ringk, Johannes
Ansatzung RISM	Ringk, Johannes <1717-1778>
Verweisung	Ringk, Johannes Rink, Johannes Copyist Stölzel I (Bleeschmidt) Copyist G. H. Stölzel I (Bleeschmidt) [Andere Suchform]
Geschlecht	männlich
Lebensdaten	1717 - 1778
Wirkungsort	Berlin Gräfenrode
Beruf/Funktion	Komponist; Organist; Notenkopist
Klassifikation RISM	Composer; Copyist
Land	Deutschland
URL	Schriftprobe frühes Schriftstadium [D-B Am B 411c (1) / f. 1v, 2v, 3r] Schriftprobe frühes Schriftstadium [D-B Mus.ms.autogr. Ringk, J. 2 M] Schriftprobe mittleres Schriftstadium [D-B Mus.ms.autogr. Ringk, J. 1 M] Schriftprobe mittleres Schriftstadium [D-B Mus.ms.autogr. Graun, C. H. 9 / p. 3-4, 10, 13, 36, 150] Schriftprobe mittleres Schriftstadium, flüchtig [D-B Mus.ms. 8210/1 / p. 1, 11, 34] Schriftprobe spätes Schriftstadium [D-Bsa SA 2586 / f. 1r, 10r] Schriftprobe spätes Schriftstadium [D-B Mus.ms. 8284/50 / p. 2, 7, 12]
Von dieser Person 1 Dokument im Katalog	
Von dieser Person 5 Musikquellen	
Sonstige Person in 189 Musikquellen	

Abb. 4

zweigen konkurrierende Kunstnamen erhalten. Schreiber können darüber hinaus in unterschiedlichen Kontexten auftreten – etwa wenn sich Komponisten auch als Kopisten fremder Werke betätigt haben. Ist die Identität von Schreibern durch Schriftvergleiche ermittelt, so ist es sinnvoll, diese Information für die Forschung an zentraler Stelle zusammenzuführen. Auch hierfür wurde ein geeignetes Verfahren entwickelt und an ausgewählten Bestandssegmenten der Musikabteilung erprobt. Der Personendatensatz eines Schreibers in der RISM-Datenbank enthält in diesem Konzept nun sämtliche Benennungen, unter denen dieser Kopist bekannt ist, bereits vorhandene weitere Personendatensätze werden gelöscht.

Die entwickelten Konzepte können dazu dienen, innerhalb der RISM-Datenbank einen weltweit recherchierbaren, breit angelegten digitalen Schreiberkatalog aufzubauen.

Ausblick

Mit der Tiefenerschließung des Autographenbestands betreibt die Musikabteilung der Staatsbibliothek Berlin Grundlagenforschung. Für die Wissenschaft stellt die ergänzende bildliche Dokumentation bislang nur verbal beschriebener Merkmale wie Wasserzeichen oder



Abb. 5: Drei Schriftstadien des Berliner Musikers und Kopisten Johannes Ringk (1717–1778).

Schreiber anhand digitaler Abbildungen einen deutlichen Mehrwert dar. Die Visualisierung dieser Merkmale bildet den Ausgangspunkt für eine weitere wissenschaftliche Verwertung. Auf der Grundlage der im Rahmen des KoFIM-Projekts erstellten Datenbasis können zukünftig auch Verfahren der automatischen Bilderkennung erprobt werden.

Das Projekt KoFIM trägt dazu bei, die Musikabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin als Ort der Forschung zu stärken. Sie wird zur impulsgebenden Partnerin für die Wissenschaft. Dabei wird die traditionelle Arbeitsteilung zwischen der Bibliothek, die ihre Bestände formal beschreibt und zur Benutzung bereitstellt, und der Fachwissenschaft, welche diese Quellen untersucht und auswertet, durchlässiger.

Orlando di Lasso

Seine Werke in handschriftlicher Überlieferung.
Eine Datenbank

■ **Dr. Bernhold Schmid** ist in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften für die Orlando di Lasso-Gesamtausgabe zuständig

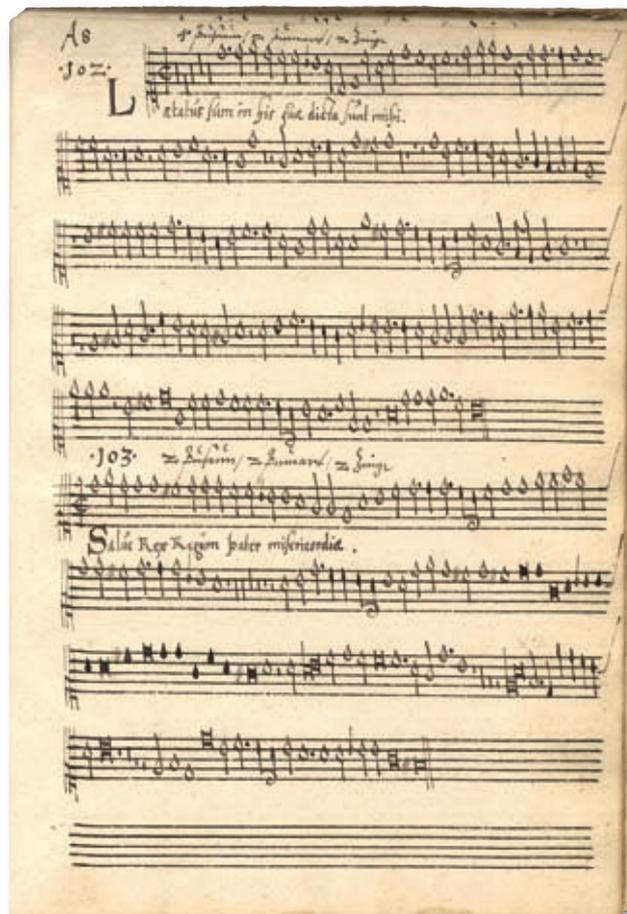
Lasso, der wohl bedeutendste Musiker der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als Komponist, Sänger und Kapellmeister am Münchner Wittelsbacher Hof der Herzöge Albrecht V. und Wilhelm V. tätig, hat ein umfangreiches Oeuvre hinterlassen, das in über 475 Drucken aus den Jahren

Orlando di Lasso, Stich von Theodor de Bry aus Jean Jacques Boissard, *Bibliotheca sive The-saurus virtutis et gloriae*, Frankfurt 1592
(Foto: Privatbesitz, München)



von 1555 bis 1687 überliefert ist. Über die Drucke sind wir seit einer 2001 als Supplement zur Lasso-Gesamtausgabe erschienenen dreibändigen Bibliographie informiert, die zugleich als Werkverzeichnis dient. Wie aber sieht es mit der handschriftlichen Verbreitung seiner Musik aus? Mit wie vielen Quellen haben wir zu rechnen? Wie lange wird Lasso handschriftlich überliefert? Sind, wie etwa im Fall seines nicht minder bedeutenden römischen Kollegen Palestrina, gar Autographe erhalten? Fragen, die nicht zuletzt für die Erforschung der Rezeptionsgeschichte des „princeps musicorum“ (des „Fürsten unter den Musikern“), wie er zeitgenössisch genannt wurde, von grundlegender Bedeutung sind. Über die Handschriften gab bisher nur ein 1998 erschienener Katalog von Wolfgang Boetticher Auskunft. Nun hat die Lasso-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in Zusammenarbeit mit der Bayerischen Staatsbibliothek einen Handschriftenkatalog in der zeitgemäßen Form einer Datenbank erstellt, die einen weit über Boetticher hinausgehenden Quellenkreis erschließt und zudem den heutigen Wissensstand über die enthaltenen Quellen referiert. Die Datenbank wurde speziell für die Virtuelle Fachbibliothek Musikwissenschaft konzipiert. Seit Mai 2015 ist sie über die Homepage der Lassoausgabe (www.lasso.badw.de) aufrufbar; mit den Nachweisen und Links im deutschen und englischen Wikipedia-Artikel „Orlando di Lasso“ erreicht sie ein breites internationales Publikum. Für den Inhalt zeichnen Daniela von Aretin, Tobias Apelt und Adelheid Schellmann verantwortlich (Mitarbeit Alexander Heinzl und Bernhold Schmid), die technische Realisierung nahm das Stabsreferat für Informationstechnologie der Bayerischen Staatsbibliothek vor (Magda Gerritsen, Jörg Luber, Nina Thumser und Inger Zahrenhusen), das Konzept war von Dirk Scholz und Jürgen Diet entwickelt worden.

Die Recherche ist denkbar einfach, sie ähnelt derjenigen im Online-Katalog der Bayerischen Staatsbibliothek sowie in der Handschriftendatenbank des Répertoire International des Sources Musicales (RISM): Möglich ist eine einfache Suche in einer einzeiligen Maske, gezielt lassen sich Ergebnisse über die dreizeilige erweiterte Suche finden, wo Fragen nach einem Titelstichwort, einer Werkverzeichnisnummer, der eine bestimmte Quelle besitzenden Bibliothek etc. kombiniert werden können. Sowie die Datenbank eine Ergebnisliste geliefert hat, lässt sich die Suche über weitere Filtermöglich-



Lassos Motette „Salve regina“ mit geändertem Text aus dem Sopran-Stimmbuch der Handschrift A.R. 775-777 der Bischöflichen Zentralbibliothek Regensburg

(Foto: mit freundlicher Genehmigung der Bischöflichen Zentralbibliothek Regensburg)

keiten verfeinern: Man kann sich z. B. alle Handschriften anzeigen lassen, die für ein Stück in einer Bibliothek vorhanden sind, ebenso sind bestimmte Quellentypen oder auch Manuskripte aus einem bestimmten Zeitraum auswählbar. Ruft man aus der Ergebnisliste eine bestimmte Quelle auf, dann erscheinen detaillierte bibliographische Angaben, Literaturhinweise, eine Liste der Kompositionen Lassos in der ausgewählten Handschrift, dazu jeweils die Nummer des Stücks im Werkverzeichnis, die Stimmenzahl und gegebenenfalls Anmerkungen zum Stück. Wo das möglich ist, sind Links auf online gestellte Bibliothekskataloge gesetzt. Im Fall der Lasso-Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek in Form von Chorbüchern, die zum großen Teil als Aufführungsmaterial der Münchner Hofkapelle unter Lasso genutzt wurden, lassen sich auf diesem Weg die von der DFG geförderten Digitalisate der Quellen direkt öffnen und einsehen.

Gegenwärtig liefert die Datenbank Informationen zu mehr als 800 Musikhandschriften mit Werken Lassos. Und es ist mehr als wahrscheinlich, dass wir es mit einer Anzahl von Quellen im vierstelligen Bereich zu tun haben, da derzeit noch längst nicht alle internationalen Bibliotheken und Archive mit Lasso-Manuskripten erschlossen sind. Die Gestaltung des Handschriftenkatalogs als Datenbank erlaubt indes ständige Nachträge, sei es für neue Datensätze oder inhaltliche Ergänzungen der bestehenden Nachweise. Auch jetzt schon bieten die Suchmöglichkeiten der Datenbank die Chance, auf unkomplizierte Weise bisher nur schwer recherchierbare Fakten zu eruieren. Problemlos stößt man etwa auf Umtextierungen von Lasso-Motetten: So wurde beispielsweise in der Handschrift der Bischöflichen Zentralbibliothek Regensburg A.R. 775-777 ein „Salve regina“ für den protestantischen Gebrauch umgestaltet, wie das Textincipit „Salve rex regum“ zeigt (siehe Abbildung S. 41) – ein immer wieder zu beobachtendes Phänomen, und schließlich konnten gar in der Gesamtausgabe nicht verzeichnete Neutextierungen entdeckt werden. Die weite Verbreitung instrumentaler Bearbeitungen wird sichtbar. Eindrucksvoll ist dokumentiert, in welchem großem Ausmaß bevorzugt Lassos Motetten geschaffen vor allem im zentraleuropäischen Raum noch weit bis ins 17. Jahrhundert hinein überliefert ist. Schließlich wird die im späten 18. Jahrhundert beginnende Wiederentdeckung der Musik des Münchner Hofkapellmeisters offenbar, da aus diesem Zeitraum zahlreiche Partituren existieren, die nach älterem gedruckten oder handschriftlichen Quellenmaterial angefertigt wurden. Die Forschung zu Lassos Musik dürfte durch die Datenbank also hinlänglich Impulse erhalten; für Studien zur Rezeptionsgeschichte ist das neue Recherchetool ohnehin unverzichtbar.

Autographes Notenmaterial von Lasso ist heutigen Kenntnissen zufolge nicht erhalten. Zwei Quellen, ein Danziger Manuskript und eine Handschrift in der Österreichischen Nationalbibliothek Wien, die lange Zeit als von Lassos Hand geschrieben galten, konnten in den letzten Jahren definitiv anderen Schreibern zugewiesen werden. Allerdings bietet die Datenbank über einen Link auf das Digitalisat des Münchner Chorbuchs Mus.ms. 20 die Möglichkeit, Lasso als Korrektor der Textunterlegung zu beobachten: Öffnet man im Digitalisat fol. 177r (siehe Abbildung oben), dann fällt auf, dass der Text zur dritten und vierten Notenzeile von einem anderen Schrei-



Ausschnitt aus Lassos Motette „Congratulami mihi omnes“ im Chorbuch Mus.ms. 20 der Bayerischen Staatsbibliothek (fol. 177r) mit Lassos Handschrift (Foto: BSB)

ber stammt. Der ursprüngliche Schreiber des Textes hatte die Passage „Et dum fleret ad monumentum“ nicht unterlegt; dass Lasso selbst den Text nachgetragen hat, wissen wir aus Vergleichen mit anderen Schriftdokumenten von seiner Hand.

Im November des vergangenen Jahres wurde die Datenbank in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften einer musikalisch interessierten Öffentlichkeit vorgestellt. Zugleich präsentierte das Vokalensemble „Die Singphoniker“ mit einem Konzert seine neue CD mit Aufnahmen von Magnificat-Kompositionen Lassos, die in enger Zusammenarbeit mit der Lasso-Gesamtausgabe aufgenommen wurde. Die Musikwissenschaft und die musikalische Praxis sind nicht zuletzt im Bereich der älteren Musik auf eine enge Zusammenarbeit mit den Bibliotheken angewiesen, die die musikalischen Quellen aufbewahren und öffentlich zur Verfügung stellen; dies brachte die Veranstaltung in idealer Weise zum Ausdruck.

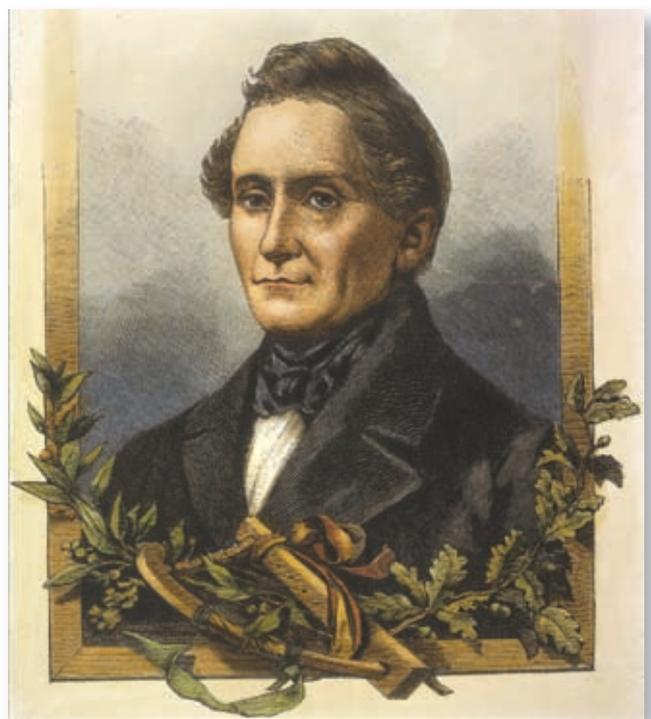
„Es war, als hätt' der Himmel/ Die Erde still geküßt“

Joseph von Eichendorffs Handschrift seines „Mondnacht“-Gedichtes –
neu als Faksimile

■ **Dr. Martin Hollender** ist wissenschaftlicher Referent in der Generaldirektion
der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz

Bis heute – knapp 200 Jahre nach dem Erscheinen seines „Taugenichts“ im Jahr 1826 – sind manche der Verse von Joseph von Eichendorff (1788–1857) unvergessen. Ob „Das zerbrochene Ringlein“ („In einem kühlen Grunde,/ Da geht ein Mühlenrad“), die „Sehnsucht“ („Es schienen so golden die Sterne,/ Am Fenster ich einsam stand“), die „Wünschelrute“ („Schläft ein Lied in allen Dingen,/ Die da träumen fort und fort“) oder der „Abschied“ („O Täler weit, o Höhen“): besitzt Eichendorff heute auch unzweifelhaft nicht mehr jene Bedeutung früherer Jahrzehnte, so ist er doch bis heute nicht gänzlich aus dem kollektiven lyrischen Gedächtnis der Deutschen gewichen. Die eigenhändige Niederschrift eines seiner schönsten Gedichte verwahrt die Staatsbibliothek zu Berlin – die „Mondnacht“, vor 180 Jahren verfasst, vor 175 Jahren von Robert Schumann zum Kunstlied vertont.

Eichendorffs Tochter Therese (1817–1894) hatte bei der Aufteilung der väterlichen Handschriften unter den drei Kindern Hermann (1815–1900), Rudolf (1819–1891) und Therese ein eher kleines Konvolut von 250 Blatt erhalten. Nach dem Tod ihres Mannes, des Majors Ludwig Besserer von Dahlfingen, lebte Therese seit 1876 in der Nähe von Dresden in sehr beengten finanziellen Verhältnissen, die sie möglicherweise nötigten, die Handschriften an einen Dresdner Antiquar zu veräußern. Er wiederum verkaufte jene 250 Blatt an den Autographenhändler Stargardt, von dem die Königliche Bibliothek den kleinen, aber reizvollen Teilnachlass Eichendorffs im Juni 1880 erstand. Das wohl bedeutendste Stück ist die eigenhändige Niederschrift der „Mondnacht“ – nicht zuletzt weil es sich bei ihr um die einzige überlieferte Handschrift dieses Gedichtes handelt.



Der Schriftduktus erlaubt eine Datierung des Blattes 14 ungefähr auf das Jahr 1835 – präziser lässt sich die Entstehungszeit nicht bestimmen.

Die Vorderseite des Blattes beinhaltet neben zwei separaten Strophenentwürfen drei – teilweise unvollständige – Gedichtniederschriften: „Mondnacht“, „An meinen Bruder“ und „Der Glücksritter“.

Am oberen Blattrand links notierte Eichendorff einen – verworfenen und somit durchgestrichenen – heute nicht mehr exakt einzuordnenden Strophenentwurf, dessen Einbindung sowohl in die „Mondnacht“ als auch in „An meinen Bruder“ möglich gewesen wäre:

Da rührt sich's in den Bäumen,
[Textlücken]
Als fienge nun in Träumen
Das Land zu singen an.

Am oberen Blattrand rechts schrieb Eichendorff einen weiteren Entwurf – „In Mondenglanz“ – nieder, dessen Zugehörigkeit ebenfalls unklar bleiben muss.

Darunter setzt die erste Strophe der „Mondnacht“ ein. Die zweite und dritte Strophe findet sich – durch die Numerierung 2 und 3. gekennzeichnet – auf der linken Blatthälfte.

Mondnacht.

1.
Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im [gestrichen: <Textlücke> traumestrunken]
Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.

2
[gestrichen: Von weitem d: [gemeint: durch] die
Felder] [korrigiert in:] Die Luft gieng d: [gemeint:
durch] die Felder
[gestrichen: Hört' ich die Ströme gehn, / sacht –
erwacht // Kam's o <gemeint: oder>] weht's wie ein
Singen
sacht,/) Die Aehren [gestrichen: Das Kornfeld] wog-
ten sacht [gestrichen: o <gemeint: oder> schlug
Wellen sacht/]
Es rauschten leis [alternativ eingefügt: kaum] die
Wälder,
[gestrichen: Der Himmel <gestrichen: schie> war so
klar.] / So sternklar war die Nacht./
[gestrichen: o <gemeint: oder> Es schien der Mond
so <gestrichen: klar> schön.

3
Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog d: [gemeint: durch] die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Die Handschrift verdeutlicht, wie unsicher Eichendorff hinsichtlich der Reihenfolge der Strophen der „Mond-

nacht“ war. Noch bevor der (ja erst nachträglich neben die erste Strophe gesetzte) Titel „Mondnacht“ vergeben war, erwog Eichendorff, die erste Strophe („Vielleicht: 2.“) an die zweite Stelle der Strophenfolge zu setzen, ein Plan, der zunächst seine eigene begeisterte Zustimmung fand („Ja! Ja!“), später aber wieder verworfen wurde, wie die später mit breiterer Feder eingefügte Nummerierung „1“ belegt. – Dieselbe Unentschiedenheit dann bei der zweiten Strophe: Auf ein heute kaum deutbares (und gestrichenes) Einweisungszeichen folgt die Ziffer 1, die – ansatzweise – zur Ziffer 3 überschrieben wurde; daneben schließlich die endgültige Ziffer 2, unter der sich vermutlich eine verworfene Ziffer 3 befindet.

Der Terminus „/ Geistl: /“ bezieht sich auf die Kategorisierung der Gedichte in verschiedene Abschnitte innerhalb der ersten, 1837 erschienenen Gesamtausgabe der Gedichte Eichendorffs und ordnet die „Mondnacht“ der Abteilung „Geistliche Gedichte“ zu.

Unter der ersten Strophe der „Mondnacht“ folgt das Gedicht „An meinen Bruder“. Dieser vermutlich erste Entwurf besteht neben den lyrischen Elementen auch aus einer Art Ideensammlung in Prosaform. Das Blatt schließt mit den beiden ersten Strophen des Gedichts „Der Glücksritter“. Auf der rechten Blatthälfte die erste Strophe, ursprünglich als „Letzte Strophe“ bezeichnet; auf der linken Blatthälfte die zweite Strophe des Gedichtes, ursprünglich – später gestrichen – als „Zu Fortuna“ bezeichnet. Die Rückseite des Blattes schließlich hatte Eichendorff bereits ein Jahrzehnt zuvor beschrieben, war das Gedicht „Der Kranke“ (linke Spalte sowie in der rechten Spalte, gekennzeichnet durch ein Einweisungszeichen, die fünfte Strophe) doch bereits 1826 im Liederanhang zur Erstausgabe der „Taugenichts“-Novelle gedruckt worden. Auch der Schriftduktus der „Frühlingsklage“ in der rechten Spalte ist jener der zwanziger Jahre, wobei die Korrekturen in der zweiten Strophe mit ihrem breiteren Federstrich wohl erst um 1840 erfolgt sein dürften.

Der Vergleich mit anderen Manuskripten aus den Berliner Nachlasschriften Eichendorffs, die auf demselben Papier gefertigt wurden, ergibt, dass der untere Rand des vermutlich mittig gefalteten Blattes stark beschnitten wurde; dem ursprünglichen Papierformat fehlen zehn Zentimeter. Zudem fehlt am unteren Rand

ein 11 cm langes und 3 cm hohes Stück Papier, das ausgeschnitten wurde und später mit einem Ersatzpapier unterlegt wurde. Möglicherweise waren auf den fehlenden Papierstücken weitere Strophen des Gedichts „Der Glücksritter“ niedergeschrieben. Erhalten haben sich in der handschriftlichen Form nur diese beiden Strophen; der Rest des insgesamt fünf Strophen umfassenden Gedichts ist uns nur aus der gedruckten Ausgabe der Gedichte Eichendorffs bekannt.

Die „Mondnacht“ entstand in Berlin, wo Eichendorff überaus häufig die Wohnung wechselte. Ab Juli 1831 wohnte er zunächst in der Jägerstraße 12. Nachdem er seine Familie aus Königsberg hatte nachkommen lassen, wurde, wohl im September 1831, Quartier in der Thiergartenstraße 3 und zwei Monate darauf in der Bellevuestraße 2, ebenfalls am Tiergarten gelegen, bezogen. Vermutlich wegen der mit dieser Wohnung verbundenen Erinnerungen an die im März 1832 verstorbene Tochter, vielleicht auch, um dem Mietpreis im Tiergartenviertel zu entkommen, erfolgte im Herbst 1832 ein erneuter Umzug in die Potsdamer Straße 41 (heute Nr. 102 – gelegen zwischen Lützowstraße und Pohlstraße in Schöneberg und nur wenige Meter entfernt von der Staatsbibliothek zu Berlin, die zwischen Landwehrkanal und Potsdamer Platz Teile seines Nachlasses hütet). Hier jedoch, vor den Toren der Stadt, war Eichendorff in Sorge um seine Frau, wenn er abends die Sitzungen der „Mittwochsgesellschaft“ besuchte. Seine Frau Luise schrieb an den befreundeten Juristen Otto Freiherrn von Wolfersdorff: „Wir sind halb entschlossen, in das einsame Häuschen zu ziehen, welches an der Potsdamer Straße Nr. 41 liegt, doch nur unter der Bedingung, daß, außer meinen Männern, noch ein Mann mit herein zieht, weil ich mich sonst vor Räubern und Mördern dort fürchten würde, und nun richte ich die große Frage an Sie: wollen Sie unser Beschützer sein?“ Der Untermieter willigte ein; und doch verzog Eichendorff bereits zwei Jahre darauf in die Potsdamer Straße 8, 1835 in die Hausnummer 6 – und 1837, dem Jahr des Erscheinens seiner Gesammelten Gedichte, zum Potsdamer Platz, wo heute die Joseph-von-Eichendorff-Gasse an den „deutschesten der deutschen Dichter“ erinnert. Im Besitz der Staatsbibliothek befindet sich nicht allein – in der Handschriftenabteilung – das Autograph von Eichendorffs „Mondnacht“, sondern – in der Musikabteilung – zugleich deren Vertonung in der Form der Musikhandschrift Robert Schumanns.



Für die beiden letzten Drittel des 19. Jahrhunderts sind weit über 5.000 Eichendorff-Vertonungen nachgewiesen; allein die „Mondnacht“ wurde in jenen Jahrzehnten nicht weniger als 41 mal zum Lied komponiert. Keine der Vertonungen aber erreichte eine so nachhaltige und nun bereits im dritten Jahrhundert gültige Wirksamkeit wie das Kunstlied Robert Schumanns. Insgesamt 16 Gedichte Eichendorffs hat Schumann vertont, von denen zwölf zusammengefasst sind im sogenannten „Liederkreis“ op. 39. Innerhalb von nur drei Wochen schuf der Komponist im Mai 1840 sein großes Eichendorff-Werk; die Partitur der „Mondnacht“ ist von Schumann handschriftlich mit dem Tag „9/5 40“ datiert.

„Zart, leise“ – so lautet die Vortragsbezeichnung Schumanns auf seiner Niederschrift der „Mondnacht“ – und mit dieser musikalischen Stimmungslage dürfte er auch Eichendorffs dichterischen Neigungen entsprochen haben. Im Januar 1847 trafen Schumann und Eichendorff persönlich zusammen – und selbst wenn man die damalige wie heutige Pflicht zum Austausch charmanter Höflichkeiten und des gegenseitigen Lobes berücksichtigt und der Überlieferung keine allzu hohe Bedeutung beimessen mag, so verdeutlicht Claras Bemerkung „Eichendorff sagte mir, Robert habe seinen Liedern erst Leben gegeben, ich erwiderte aber, daß seine Gedichte erst der Komposition Leben gegeben“ eindrücklich das kongeniale Verhältnis zwischen Eichendorff und Schumann. – Als zehntes Stück in der Schriftenreihe der Staatsbibliothek „Berliner Faksimile“ erschien jüngst das Faksimile der „Mondnacht“ zum Preis von 5 Euro zuzüglich Versandkosten.

Bestelladresse: publikationen@sbb.spk-berlin.de

„Unendliches Lied“.

Münchener Synagogalmusik 1826–1926

Werkstattkonzert und Kabinettpräsentation in der Musikabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek

■ **Dr. Uta Schaumberg** ist Mitarbeiterin in der Musikabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek

Seit 2014 wird in der Musikabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) eine wertvolle Musikhandschrift der Israelitischen Kultusgemeinde München verwahrt. Es handelt sich um „Gottesdienstliche Gesänge der Israeliten in Wien“, eine gebundene Handschrift mit 92 liturgischen Stücken in hebräischer Sprache aus dem Jahr 1832 („Israeliten“-Handschrift). Sie wurde in den historischen Beständen der Kultusgemeinde durch den israelischen Musikwissenschaftler Dr. Alon Schab und den Münchner Dirigenten und Historiker David Rees entdeckt und der BSB als Depositum übergeben. Nachdem die detaillierte Erschließung des Manuskripts durch Dr. Steffen Voss, Mitarbeiter der Münchner Arbeitsgruppe des Répertoire International des Sources Musicales (RISM), abgeschlossen werden konnte (Signatur: Mus.coll. 8.1, siehe dazu die Titelaufnahme im RISM-OPAC <https://opac.rism.info>), sollten nun die Handschrift und ihr historisches Umfeld in einem Konzert und einer Ausstellung lebendig werden.

Die Kabinettpräsentation „1826–1926: Ein Jahrhundert Münchener Synagogalmusik. Die Quellen der Bayerischen Staatsbibliothek“ zeigte vom 5. November 2015 bis zum 8. Januar 2016 Musikhandschriften, Notendrucke, Porträts und weitere Quellen, die aus dem Zeitraum von 1826 (Eröffnung der Synagoge in der Westenrieder Straße) bis 1926 (Ende der Amtszeit und letzte Publikationen von Kantor Emanuel Kirschner) stammen. Im Zentrum der Ausstellung stand die „Israeliten“-Handschrift. Die Handschrift ist eine frühe Version des grundlegenden, ab 1840 im Druck erschienenen Kompendiums von Synagogalmusik „Schir Zion“ des Wiener Kantors Salomon Sulzer, der mit seinem Werk den Synagogengesang grundlegend reformierte. Die traditionellen

Melodien werden eingebunden in Chorsätze für Knaben- und Männerstimmen im Stil der zeitgenössischen österreichischen Kirchenmusik. Jüdische und christliche Komponisten lieferten Sulzer Kompositionen, darunter auch Franz Schubert. Die Abschrift von Franz Schuberts hebräischer Vertonung des 92. Psalms in der Münchner Handschrift stellt sogar die früheste bekannte Version dieses Satzes dar. Die Ausstellung zeigte im Faksimile neben Schuberts Psalm weitere Seiten aus der Hand-



Salomon Sulzer (1804–1890). Porträt im Gebetsmantel. Bayerische Staatsbibliothek München, Bildarchiv

David Hessel: Introduction nebst vier Musik-Stücken componirt zur Einweihungsfeyer der neuen Synagoge in München. Bayerische Staatsbibliothek München, 2 Mus.pr. 2429



schrift mit Benutzungsspuren und aufschlussreichen späteren handschriftlichen Einträgen.

Das Vorhandensein einer stark benutzten Handschrift von Sulzers „Gottesdienstlichen Gesängen“ belegt die frühe Rezeption seiner Werke in München, wo sich ähnliche historische und musikalische Entwicklungen wie in Wien vollzogen. Nachdem die feierliche Eröffnung der neu erbauten Münchner Synagoge in der Westenrieder Straße 1826 noch überwiegend von Musikern nichtjüdischen Bekenntnisses gestaltet worden war, gründete sich 1832 unter lebhaften Auseinandersetzungen in der Gemeinde ein Synagogenchor.



Synagoge in der Westenrieder Straße. Holzschnitt 1845 nach der undatierten Bleistiftzeichnung von C. A. Lebschee. Bayerische Staatsbibliothek München, Bildarchiv

Leiter des Chores wurde Maier Kohn (1802–1875). Maier Kohn stellte ähnlich wie Salomon Sulzer in Wien ein Repertoire liturgischer Gesänge zusammen. Auch er lieferte Abschriften ins In- und Ausland und publizierte seine Sammlung schließlich ab 1839, also sogar kurz vor Sulzer, unter dem Titel „Vollständiger Jahrgang von Terzett- und Chorgesängen der Synagoge in München“ in drei Bänden. Wie in Wien lieferten in München jüdische und nichtjüdische Komponisten Chorsätze. In München waren es vor allem der renommierte Hofkapellmeister Joseph Hartmann Stuntz (1793–1859) und der Organist der St. Michaelskirche und Lehrer Maier Kohns, Caspar Ett (1788–1847). Franz Lachner (1803–1890) komponierte für Kohn den 42. Psalm.

In der Musikabteilung der BSB sind zahlreiche faszinierende Quellen zur Münchner Synagogalmusik dieser



Joseph Hartmann Stuntz (1793–1859). Zeichnung im Halbprofil, undatiert. Bayerische Staatsbibliothek München, Bildarchiv



Gottesdienstliche Gesänge der Israeliten in Wien. Depositem der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern in der Bayerischen Staatsbibliothek München, Mus.coll. 8.1
 Beginn von Franz Schuberts „Tov lehodos“ (Psalm 92, D 953)

Zeit vorhanden, vor allem zu den Werken von Stuntz, Ett und Lachner, deren Nachlässe bzw. große Sammlungen ihrer Werke der Abteilung anvertraut sind. An den Handschriften lassen sich auch die Schwierigkeiten ablesen, die die Komponisten mit dem unvertrauten Hebräisch hatten.

Ein weiterer Meilenstein der Münchner Synagogalmusik im 19. Jahrhundert war die Einführung der Orgel, die 1876 mit einer Kantate des 1847–1881 amtierenden Kantors Max G. Löwenstamm eingeweiht wurde. Löwenstamms Hauptwerk, die aus sechs Heften bestehende Sammlung synagogaler Gesänge „Semiroth le-el chaj“ wurde erst nach seinem Tod von seinem ältesten Sohn Franz Joseph in Wien herausgegeben. Die in der BSB überlieferten gedruckten Quellen der Werke Löwenstamms werfen interessante Schlaglichter auf die guten Beziehungen der israelitischen Kultusgemeinde mit dem bayerischen Königshaus. Zur geplanten Heirat König Ludwigs II. mit Herzogin Sophie Charlotte in Bayern

komponierte Löwenstamm eine geistliche Festkantate für Tenorsolo (vom Kantor gesungen), vierstimmigen Chor und Harmonium. Das in der BSB aufbewahrte Exemplar seiner Gesänge „Semiroth le-el chaj“ stammt aus dem Privatbesitz König Ludwigs II. Die Hefte 3 und 4 wurden bei Hof prachtvoll in hellblauen Samt eingebunden, mit Goldschnitt versehen und mit einer Silberkrone verziert. Dies lässt sich als Zeichen der besonderen Wertschätzung interpretieren. Nur kurze Zeit später erfolgte die Weitergabe des Prachtbandes an die Hofbibliothek: Im April 1883 verzeichnet das Zugangsbuch der Musikabteilung: „Von Sr. Majestät König Ludwig II.: Löwenstamm. Synagogengesänge“.

An Beispiel eines Werkes von Josef Ziegler (1880–1941), der ab 1917 als Dirigent des Synagogenchors wirkte, werden die Assimilierungstendenzen in der jüdischen Gemeinde zur Zeit des ersten Weltkriegs deutlich. Zieglers „Das ganze deutsche Volk betet“, die Vertonung eines Gedichts von Karl Ernst Knodt, ist mit seinem

emphatischen Schluss „dass deine Hand uns sende den Sieg zur rechten Zeit“ repräsentativ für die Stimmungslage in dieser Zeit. Christliche und jüdische Gemeinden traten gleichermaßen mit patriotischen Bekenntnissen hervor und hielten Bittgottesdienste für die Soldaten ab.

Mit Quellen zum Werk von Emanuel Kirschner (1857 bis 1938), dem wohl bedeutendsten Münchner Kantor, schloss die Ausstellung. Kirschners kompositorisches Hauptwerk sind seine „Synagogen-Gesänge“, die in vier Bänden zwischen 1896 und 1926 erschienen. Sie enthalten mehr als 100 Sätze für Kantor und Chor mit Orgelbegleitung in hebräischer Sprache. Kirschner, der für seine schöne Singstimme berühmt war, trat in München auch als Gesangssolist in Konzerten auf, wirkte als Gesangslehrer und publizierte musikwissenschaftliche Studien. In seine Amtszeit (1881–1926) fällt der Bau der 1887 eröffneten neuen Synagoge an der Herzog-Max-Straße, deren Abbruch durch die Nationalsozialisten er kurz vor seinem Tod 1938 erleben musste.

Aus Anlass der ein Jahr zuvor erfolgten Übergabe der Musikhandschrift fand am 5. November 2015 im Lesesaal Musik, Karten und Bilder der BSB ein von David Rees konzipiertes „Werkstatt-Konzert“ statt: „Unendliches Lied. Die „Israeliten“-Handschrift (1832) als musikalisches Gründungsdokument der jüdischen Gemeinde in München“. Die Mitwirkenden waren ein Vokalensem-



Die neue Synagoge an der Herzog-Max-Straße. Außenansicht: Holzstich, 1890. Bayerische Staatsbibliothek München, Bildarchiv



David Rees während seines Vortrags zur „Israeliten“-Handschrift
(© BSB/H.-R. Schulz)

ble aus Mitgliedern des Madrigalchors der Hochschule für Musik und Theater München unter Leitung von Prof. Martin Steidler, der Synagogenchor „Schma Kaulenu“ der Israelitischen Kultusgemeinde München unter Leitung von David Rees sowie als Solist Kantor Amnon Seelig (Berlin/Düsseldorf). Nach Begrüßungsworten von Dr. Reiner Nägele, dem Leiter der Musikabteilung der BSB, spannte Dr. h.c. Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, in einer eindrucksvollen Rede zur Geschichte der Israelitischen Kultusgemeinde in München und ihrer Musik einen weiten Bogen vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. David Rees hielt einen facettenreichen und kurzweiligen Vortrag über die Geschichte und Überlieferung der „Israeliten“-Handschrift und ihre Bedeutung für die Musikwissenschaft und für die Geschichte der jüdischen Gemeinde. Dr. Alon Schab ging auf die in der Handschrift enthaltene Version von Schuberts Vertonung des Psalms 92 ein.

In wechselnder Besetzung erklangen hebräische Chorwerke aus der Handschrift sowie aus zeitnahen anderen Quellen zur Synagogalmusik. Mitglieder des Synagogenchors und das Männer-Ensemble aus dem Madrigalchor sangen unter Leitung von David Rees Franz Volkerts „Wenisslach“. Das gesamte Vokalensemble, geleitet von Prof. Martin Steidler, interpretierte David Hessels



v.l.n.r.: David Rees, Dr. Reiner Nägele, Dr. h.c. Charlotte Knobloch, Prof. Martin Steidler, Rabbiner Steven Langnas, Dr. Alon Schab und Kantor Amnon Seelig (© BSB/H.-R. Schulz)

und Salomon Sulzers „Lecho Dodi“, ein singulär in der „Israeliten“-Handschrift überliefertes Werk. Bei zwei weiteren Stücken, nämlich Salomon Sulzers „Etz Chajim“ und Schuberts Psalmvertonung „Tov Lehdos“, trat als Solist Kantor Amnon Seelig zum Vokalensemble hinzu. Ein bewegender Moment schließlich war die Interpretation von Caspar Etts „Hajom Harat Olam“ nach einer Quelle der BSB, als Prof. Steidler in die Reihen seines Männer-Ensembles zurücktrat und David Rees die

Leitung übernahm. Der Abend war eine beeindruckende Reminiszenz an die Blütezeit der Münchner Synagogalmusik im 19. Jahrhundert, als jüdische und nichtjüdische Musiker in gleichberechtigter Zusammenarbeit musikalische Werke für die Synagoge schufen und interpretierten. Nach langanhaltendem Beifall nutzten viele Konzertbesucher die Möglichkeit, einen Blick in die Originalhandschrift zu werfen und mit den Entdeckern der Handschrift ins Gespräch zu kommen.



Der Madrigalchor der Hochschule für Musik und Theater München unter der Leitung von Prof. Martin Steidler (© BSB/H.-R. Schulz)

Die Restaurierung des Stundenbuchs der Maria von Geldern

Ein deutsch-niederländisches Bestandserhaltungsprojekt

■ Prof. Dr. Eef Overgaauw leitet die Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin

Jede Bibliothek und jede Kunstsammlung hat ihre Sorgenkinder: kostbare Kunstwerke, deren Provenienz nicht gesichert ist, geschenkte Gegenstände, die nicht in die Sammlung passen und schließlich bedeutende Objekte, die wegen ihres Erhaltungszustands nicht gezeigt oder eingesehen werden können. Ein solches Objekt ist das Stundenbuch der Maria von Geldern, eine der schönsten mittelalterlichen Handschriften im Bestand der Staatsbibliothek zu Berlin (Ms. germ. qu. 42). Wegen der qualitativ vollen Miniaturen bildet diese Handschrift eines der Hauptwerke der niederländischen Buchmalerei. Gerade diese Handschrift aber ist aus konservatorischen Gründen seit Jahrzehnten für (fast) jede Benutzung gesperrt. Dank einer deutsch-niederländischen Aktion ist indes zu erwarten, dass die Handschrift ab 2018 wieder eingesehen werden kann.

Während die meisten illuminierten Gebet- und Stundenbücher des Mittelalters weder eine Datierung noch eine Lokalisierung oder einen Auftraggeber aufweisen, ist die Ausgangslage beim Stundenbuch der Maria von Geldern ausgesprochen günstig. In einem Kolophon auf Blatt 410r lesen wir, dass die Handschrift 1415 von Helrich die Lewe im Augustinerkloster Marienborn im niederländischen Arnheim fertiggestellt wurde. Wir lesen dort auch den Namen der Auftraggeberin, der französischen Prinzessin Marie d'Harcourt d'Aumale, die 1405 den Herzog Reinhold IV. von Geldern geheiratet hatte. In einer Miniatur auf Bl. 19v hat sich Maria von Geldern als elegant gekleidete Dame mit einem Buch in der Hand selber darstellen lassen (Abb. 1).

Die Handschrift enthält neben der Darstellung der Maria von Geldern über 100 Miniaturen und zahlreiche historisierte Initialen von hervorragender Qualität. Schon früh



Abb. 1

wurde in der Forschung die Nähe zu den Miniaturen in den etwa gleichzeitig in Paris entstandenen Stundenbüchern des Herzogs Jean de Berry festgestellt. Die französische Herkunft der Herzogin von Geldern sowie ihre Beziehungen zum Hochadel und dessen illuminierten Handschriften in ihrem Heimatland legen es nahe, dass für diese Handschrift der sonst in den Niederlanden nie heimisch gewordene französische Stil der Buchmalerei verwendet worden ist. Daraus ergab sich die Hypothese, die Handschrift sei zwar, wie das Kolophon

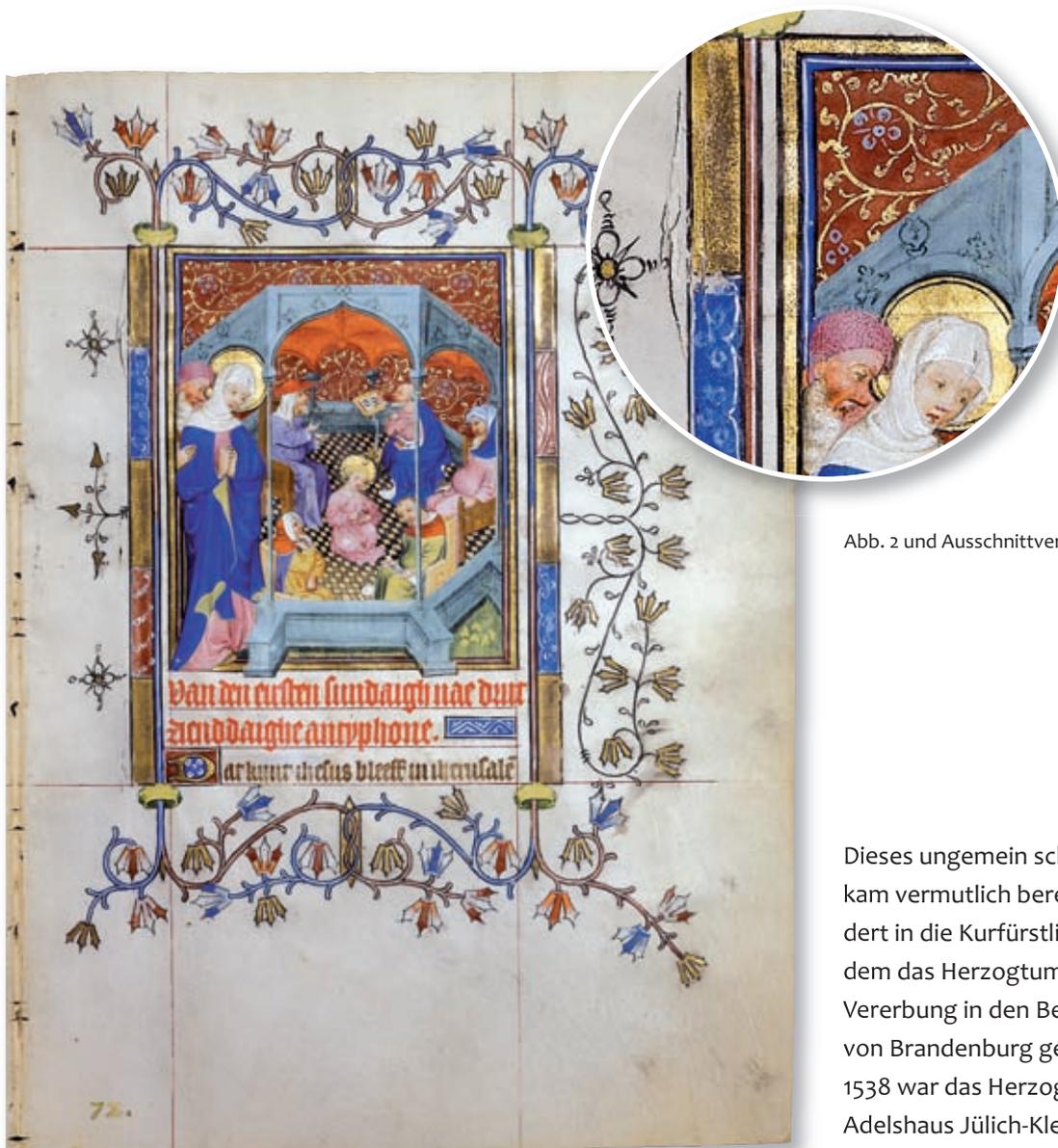


Abb. 2 und Ausschnittvergrößerung

Dieses ungemein schöne Stundenbuch kam vermutlich bereits im 17. Jahrhundert in die Kurfürstliche Bibliothek, nachdem das Herzogtum Kleve 1666 durch Vererbung in den Besitz des Kurfürsten von Brandenburg gelangt war. Bereits 1538 war das Herzogtum Geldern an das Adelshaus Jülich-Kleve-Berg gekommen. Nicht weniger als 137 Blätter der Handschrift wurden bereits vor 1620 aus un-

belegte, in Arnheim geschrieben, aber erst in Frankreich illuminiert worden. Nach einer weiteren Hypothese wurde die Handschrift von in Frankreich geschulten Künstlern im Herzogtum Geldern illuminiert. In der jüngeren Forschung wurde wiederholt darauf hingewiesen, dass die drei Brüder Limburg, die als Miniaturisten für Jean de Berry gearbeitet haben, ihre Heimat unweit von Arnheim hatten. Daraus dürfte man schließen, dass mindestens einer der Brüder an der Illuminierung des Stundenbuches der Herzogin von Geldern beteiligt war.

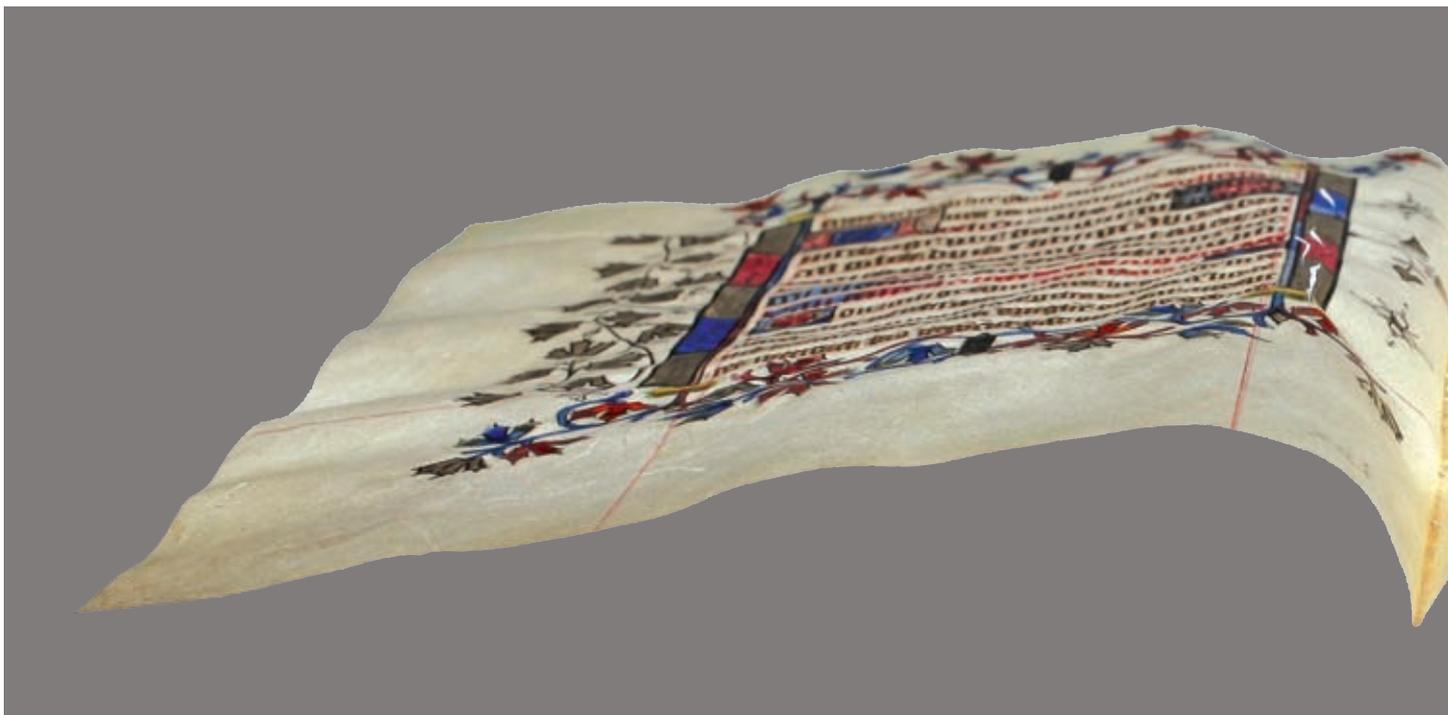
Das Stundenbuch der Maria von Geldern enthält die in Stundenbüchern üblichen Gebete für die Feste des Kirchenjahres und für die Heiligenfeste, ebenso die Horen der Jungfrau Maria, des heiligen Geistes und des heiligen Kreuzes, darüber hinaus Reimgebete und Gebete zu besonderen Anlässen. Die Schriftsprache ist ostmitelniederländisch mit kölnischen Einsprengeln.

bekanntem Gründen abgetrennt und befinden sich heute in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien. Die in Berlin verbliebenen 482 Blätter wurden zu diesem Anlass vermutlich neu eingebunden. Wohl um die Mitte des 19. Jahrhunderts entstand nochmals ein neuer Einband, dieses Mal aus schwarzem Leder über Holzdeckeln. In den Vorderdeckel dieses Einbandes wurde eine hochmittelalterliche Elfenbeintafel mit einer Darstellung der Kreuzigung Jesu eingelegt.

Spätestens in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde festgestellt, dass die Handschrift konservatorisch gefährdet ist. In vielen Blättern wurden kleine Risse im Pergament festgestellt, sowohl in den gemalten Zierleisten als auch in den beschrifteten und nicht-beschrifteten Teilen dieser Blätter und gelegentlich auch in den Miniaturen (Abb. 2 und 3). Vermutlich um eine Restaurierung vorzubereiten, wurde die Hand-



Abb. 3 (Ausschnitt)



schrift spätestens 1975 ausgebunden. 1975/76 wurden einige lose Blätter in einer Ausstellung gezeigt. Seitdem werden die losen Einzelblätter, Doppelblätter und Lagen in einer Kassette aufbewahrt.

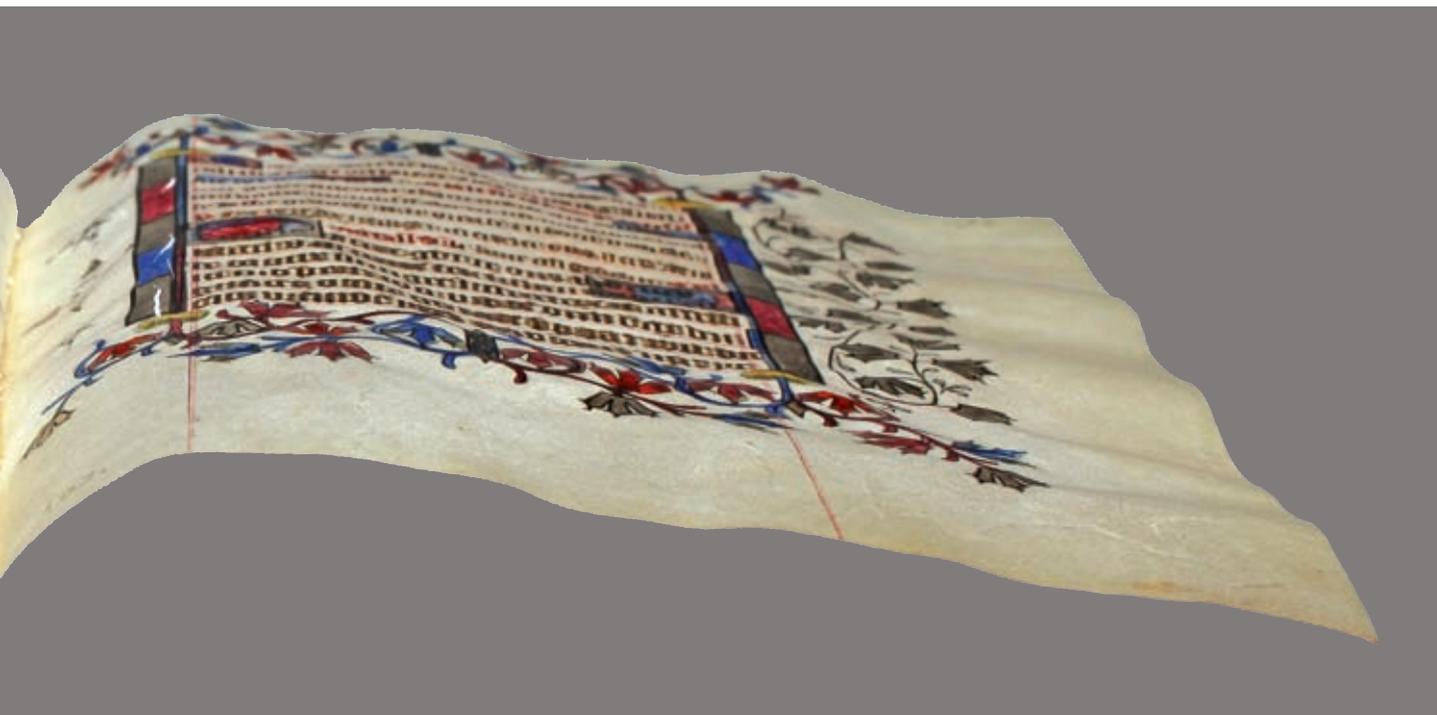
Von Seiten der Restaurierungswerkstatt der Bibliothek wurden die ungewöhnlichen Beschädigungen der Handschrift wiederholt untersucht. Nach und nach entstand eine gute Übersicht über die vorhandenen Schäden, allerdings konnte die eigentliche Schadensursache über Jahrzehnte hinweg nicht ermittelt werden. Das Wissen um die genaue Schadensursache ist jedoch die notwendige Voraussetzung für das Erarbeiten eines Restaurierungskonzepts. Zwar gibt es ausreichend erprobte Verfahren, um Risse im Pergament zu schließen, aber in diesem Fall handelt es stellenweise um bis zu 20 Risse in einem Blatt, innerhalb einer Oberfläche von 4 cm², die beidseitig vollflächig illuminiert ist.

Erst eine naturwissenschaftliche Untersuchung der Handschrift wird über die Beschaffenheit der für die Handschrift verwendeten Materialien aufklären. Um solche Untersuchungen durchzuführen, die die Malschichten und die Herstellungsgeschichte analysieren, braucht es sehr spezielle Geräte und somit eine Zusammenarbeit mit einem entsprechend ausgestatteten Labor. Selbstverständlich können nur zerstörungsfreie Verfahren zum Einsatz kommen. Für eine solche Untersuchung

sind die erforderliche Fachkompetenz und die notwendigen Geräte in der Restaurierungswerkstatt der Bibliothek nicht vorhanden.

2005 wurden einige unbeschädigte Doppelblätter der Handschrift in einer Ausstellung zur Kunst der Brüder Limburg in Nimwegen ausgestellt. Nimwegen liegt in der ostniederländischen Provinz Gelderland, unweit von Arnheim, wo die Handschrift 1415 entstand. In dieser Ausstellung wurde die Nähe der Miniaturen im Stundenbuch der Maria von Geldern zu den Miniaturen in den Stundenbüchern der Jean de Berry klar hervorgehoben. Die Ausstellung war ein riesiger Erfolg. Auf einmal wurde es den Bewohnerinnen und Bewohnern der östlichen Niederlande und des Niederrheins bewusst, dass ihre Region im Spätmittelalter Kunstwerke von europäischem Rang hervorgebracht hat.

So war es nicht verwunderlich, dass Prof. Dr. Johan Oosterman, Lehrstuhlinhaber für ältere niederländische Literatur an der Universität Nimwegen, mich im Frühjahr 2014 darum bat, das Stundenbuch der Maria von Geldern einsehen zu dürfen. Ihn interessierten nicht die Miniaturen, sondern einige der nur in dieser Handschrift überlieferten Reimgebete und andere Kleintexte, die er bereits auf einem Mikrofilm hatte studieren können. Inzwischen war die Handschrift bereits digitalisiert und konnten wir Herrn Oosterman eine weit bessere Kopie



zur Verfügung stellen. Nach und nach geriet Professor Oosterman in den Bann des Stundenbuches und so entstand die Idee, die Handschrift im Rahmen eines gemeinsamen Projekts der Universität Nimwegen und der Staatsbibliothek zu Berlin wieder für die Forschung zugänglich zu machen.

Die Projektidee wurde zunächst mit Julia Bispinck-Roßbacher, Leiterin der Restaurierungswerkstatt der Staatsbibliothek, besprochen. Über Frau Bispinck-Roßbacher wurde Dr. Ina Reiche, Leiterin des Rathgen-Forschungslabors der Staatlichen Museen zu Berlin in die Vorbereitungen einbezogen. Im Rathgen-Forschungslabor sind die erforderlichen naturwissenschaftlichen Kompetenzen und Geräte vorhanden, die für eine materialanalytische Untersuchung der Handschrift erforderlich sind. Auf der Grundlage der Ergebnisse dieser Untersuchung, deren Dauer auf ein Jahr geschätzt wurde, können die damaligen Herstellungstechniken wie auch die effizientesten Materialien für eine Restaurierung der Handschrift bestimmt werden. Damit kann einerseits eine neue kunsthistorische Auswertung der außergewöhnlichen Miniaturen erfolgen und andererseits – so ist zu hoffen – ein klares Bild der Schadensprozesse entstehen. Erst auf dieser Grundlage kann ein Restaurierungskonzept erstellt werden.

Damit die für die geplante Untersuchung und Restaurierung der Handschrift benötigten Mittel bereitgestellt werden können, hat Professor Oosterman im Herbst 2014 mit Unterstützung seiner Universität eine crowdfunding-Aktion gestartet. In Berlin wurde ein sehr schönes Video gedreht, in dem die Handschrift, ihre Miniaturen und ihre Schäden für ein breiteres Publikum beschrieben und in Bildern gezeigt werden, ebenso der Weg, der zu einer Restaurierung des Stundenbuches führen soll. Der kurze Film fand über Blogs und Internetforen schnell seinen Weg zum breiteren Publikum (siehe <http://crowdfunding.ru.nl/projecten/red-het-gebedenboek-van-maria-van-gelre>), das am Schluss des Videos freundlich eingeladen wurde, für die Restaurierung der Handschrift eine Spende zu überweisen. Der Erfolg des Crowdfundings war überwältigend. Innerhalb nur eines Jahres wurden Spenden in Höhe von € 32.600 gesammelt. In dem Video wird die historische Relevanz des Stundenbuches der Maria von Geldern für die ostniederländische Provinz Gelderland klar hervorgehoben. Dass diese Handschrift nicht dort, sondern in Berlin, mehr als

600 km östlich von Nimwegen, aufbewahrt wird, hat die Spendenbereitschaft nicht gebremst.



Parallel zum Nimwegener Crowdfunding hat die Staatsbibliothek zu Berlin bei der Ernst von Siemens Kunststiftung Personalmittel für die erforderliche material-

analytische Untersuchung der Handschrift beantragt – und erfreulicherweise auch bewilligt bekommen. Dank einer Zuwendung dieser Stiftung konnten im Sommer 2015 zwei Naturwissenschaftlerinnen jeweils für die Dauer eines Jahres auf eine halbe Stelle am Rathgen-Forschungslabor eingestellt werden. Ihre Aufgabe ist es, zu ermitteln, welche materialspezifischen Umstände zu den Schäden an der Handschrift geführt haben. Vorgesehen sind mikroskopische Untersuchungen, eine Kartierung der chemischen Zusammensetzung einzelner Blätter, Farbmessungen und radiologische Untersuchungen, ESEM- und FTIR-Untersuchungen sowie Diffraktions- und Kleinwinkelstreuungsexperimente.

Die ersten Ergebnisse der Materialanalyse liegen mittlerweile vor und wurden während eines Seminars, das vom 5. bis 6. November 2015 in Berlin stattfand, erörtert. Während dieses Seminars haben Philologen, Kunsthistoriker, Restauratoren, Naturwissenschaftler und Bibliothekare auf Augenhöhe miteinander über die Restaurierung der Handschrift gesprochen. Auf der Grundlage der Ergebnisse der materialanalytischen Untersuchung soll ein Plan für die Restaurierung der Handschrift angefertigt werden, die voraussichtlich ab Winter 2016/2017 durchgeführt werden soll. Dank des Crowdfundings der Universität Nimwegen kann somit ein Restaurator oder eine Restauratorin befristet an der Staatsbibliothek eingestellt werden, damit eine der erfahrenen eigenen Restauratorinnen für diese anspruchsvolle Aufgabe freigestellt werden kann. Das Ergebnis der Restaurierung wird in dieser Zeitschrift vorgestellt werden, ebenso das komplexe Verhältnis des Berliner Teils des Stundenbuches der Maria von Geldern zu jenem, der in Wien aufbewahrt wird. Ab 2018 soll die Handschrift wieder im Handschriftenlesesaal benutzbar sein. Darüber hinaus soll die Handschrift 2018/2019 in einer Ausstellung in Nimwegen gezeigt werden.

Mit Dank an Julia Bispinck-Roßbacher.

Bilderwelten

Buchmalerei zwischen Mittelalter und Neuzeit

■ **Dr. Claudia Fabian** ist Leiterin der Abteilung Handschriften und Alte Drucke der Bayerischen Staatsbibliothek

Das Ausstellungsjahr 2016 steht ganz im Zeichen der deutschen Buchmalerei des Spätmittelalters und der frühen Renaissance, von 1400 bis etwa 1530. Damit betritt die Bayerische Staatsbibliothek trotz ihrer langen und vielfältigen Ausstellungstradition einmal mehr und gleich in vielerlei Hinsicht Neuland. Diesen Aspekt, den Aufbruch zu Neuem, spiegelt wiederum die Ausstellung selbst in ihren Themen und der Auswahl der Exponate.

Neue Wege im Ausstellungsgeschehen

Zum ersten Mal steht die deutsche Buchmalerei einer Epoche im Fokus einer Ausstellung und bleibt damit nicht, wie bislang, allein Gegenstand wissenschaftlicher Kataloge.

Zum ersten Mal wurde eine Ausstellung von externen Kunsthistorikern, Prof. Dr. Jeffrey F. Hamburger und Prof. Dr. Robert Suckale sowie Dr. Gude Suckale-Redlesen, nicht nur angeregt, sondern mit konzipiert und begleitet, wie ihre Beiträge im Katalogband zeigen.

Zum ersten Mal bestimmt ein Thema nicht nur eine dreimonatige Ausstellung, sondern ein ganzes Kalenderjahr mit drei Ausstellungszeiten.

Zum ersten Mal ist diese zentrale Ausstellung der Bayerischen Staatsbibliothek so intensiv mit anderen Ausstellungen zu dem gleichen Thema, zehn sogenannten Satellitenausstellungen in Deutschland, Österreich und der Schweiz von 2015 bis 2017 zu „Meisterwerken der Buchmalerei des 15. Jahrhunderts“, und der ihr zeitlich vorangehenden, ebenfalls zentralen Ausstellung in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien („Goldene Zeiten – Meisterwerke der Buchkunst von der Gotik bis zur Renaissance“), verknüpft. Weitere Ausstellungen, so vor allem in Neuburg an der Donau der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen mit der Ottheinrich-Bibel „Kunst & Glaube. Ottheinrichs Prachtbibel und die Schlosskapelle Neuburg“, passen

ebenfalls in dieses zeitliche und thematische Umfeld, sodass die explodierende Fülle deutscher Buchmalerei vor 400 bis 500 Jahren im Jahr 2016 wahrlich umfassend zur Geltung gebracht werden kann. Zwei einschlägige, hochrangige wissenschaftliche Symposien, eins in Wien im Januar, ein zweites in München vom 7.–9. September mit dem korrelierenden Titel „Bilderwelten erschließen“ anlässlich des 30-jährigen Jubiläums des Katalogs



Albrecht: Jüngerer Titurel, Südtirol? um 1430 (Cgm 8470, gezeigt in der 1. und 3. Ausstellung), Bl. 3r: Der Kalif von Bagdad und seine Frau empfangen den (knienden) Helden Tschionatulander



der deutschen illustrierten Handschriften des Mittelalters (KdIH) der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, versprechen eine Synthese und fachliche Zukunftsorientierung.

Die Ausstellung läutet auch eine neue Ära in der Ausstellungspräsentation der Bayerischen Staatsbibliothek ein: Die bislang allein für eine objektadäquate Darbietung hochrangiger und sensibler Stücke ausgestattete „Schatzkammer“ konnte durch Erschließung des benachbarten Raums verdoppelt werden. Die erweiterte Ausstellungsfläche erlaubt nun eine bessere, großzügigere Darbietung und zugleich die Begegnung mit mehr Büchern aus dem so überreichen Bestand der Bayerischen Staatsbibliothek. Durch eine einladende, museale Gestaltung, die die Galerie, den Fürstensaal und den Gang der Handschriftenabteilung mit einbezieht, richtet sich die Ausstellung dezidiert an die breite Öffentlichkeit, die mit hineingenommen werden soll in die faszinierenden Bilderwelten des 15. und frühen 16. Jahrhunderts.

Sind weitere Nova überhaupt zu erwähnen? Vielleicht doch: Es ist sicher die Ausstellung der letzten Jahrzehnte, die mit Abstand den längsten Vorlauf hatte. Die Idee wurde im Jahr 2008 geboren, sie war so gut, dass sie über alle Wandlungen der Konzepte und Räume hinweg bis heute trägt. Dem langen Zeitraum verdanken wir die hochwertige Digitalisierung (fast) aller hundert Exponate durch das Münchener Digitalisierungszentrum. So können nahezu alle hier gezeigten Handschriften und Drucke im Internet betrachtet und vor allem durchblättert und eine virtuelle Ausstellung gestaltet werden. Das Institut für Bestandserhaltung und Restaurierung konnte alle Handschriften auf etwaige Schäden in der Malschicht prüfen, und, wo nötig, festigen und restaurieren. Die intensive Beschäftigung mit den Originalen verschaffte einen besseren Überblick über die in unserem Bestand vorhandenen, vielfältigen, hochrangigen, bedeutsamen Bilderwelten, deren vollständige, systematische wissenschaftliche Aufbereitung immer wieder an der schier Fülle zu scheitern droht.

Die für die Präsentation entscheidenden Schritte konnten aber erst in den letzten zwei Jahren getan werden, als endlich feststand, wo die Ausstellung stattfindet, und dass sie sich auf den Bestand der Bayerischen Staatsbibliothek konzentriert. Nun galt es, die Objekte

und ihre Bilder so auszuwählen, zu ordnen und zu organisieren, dass sie dem Betrachter eine Botschaft, einen Ein- und Überblick vermitteln und die Räume angenehm und sinnvoll füllen. Und natürlich war der reich illustrierte, prachtvoll gestaltete Katalogband, der im Verlag Quaternio Luzern erscheint, mit seinen über 300 Seiten zu verfassen (alle Kataloge der Ausstellungsserie erhältlich unter www.quaternio.ch).

Was erwartet den Ausstellungsbesucher 2016:

In drei Zeiträumen werden unter dem umfassenden Titel „Bilderwelten – Buchmalerei zwischen Mittelalter und Neuzeit“ drei Teilausstellungen gezeigt:

- Luxusbücher vom 13. April bis 15. Juli,
- Ewiges und Irdisches vom 25. Juli bis 6. November,
- Aufbruch zu neuen Ufern vom 14. November 2016 bis 24. Februar 2017.

Luxusbücher

Der erste Ausstellungszeitraum versammelt im ersten Raum als Einstimmung die bedeutendsten Highlights im Bestand der Bayerischen Staatsbibliothek, gruppiert um eines der frühesten und prachtvollsten der hier gezeigten Stücke, den astrologischen Codex des Königs Wenzel. Im zweiten Raum werden goldglänzende für die Liturgie geschaffene Bücher gezeigt. Das Plakatmotiv – ein auf einem Schimmel galoppierender Ritter und ein in seiner Studierstube versunkener Gelehrter, ein Schreiber, – stammt aus der einzigen reich illustrierten deutschen Belial-Handschrift. Das Bild wird einem der wichtigsten Künstler des deutschen Spätmittelalters zugeschrieben, dem leider anonym gebliebenen Hausbuchmeister. Es stimmt ein in die Welt des Spätmittelalters, die Zeit der letzten Ritter und die Zeit des Aufbruchs.

Ewiges und Irdisches

Unter dem Vorzeichen „Ewiges und Irdisches“ werden im zweiten Ausstellungszeitraum die bilderreichsten, ganz charakteristischen Bücher dieser Zeit gezeigt: Private Gebet- und Andachtsbücher, Chroniken, Rechts-

Seite 58:

Jakob von Theramo: Belial, Umgebung Speyer 1461 (Cgm 48, gezeigt in der 1. und 2. Ausstellung), Bl. 1v: Herzog Ludwig I. von Pfalz-Zweibrücken, Auftraggeber der Handschrift, und ein Gelehrter, der Autor des Belial, in einer spätmittelalterlichen Studierstube



Astrologischer Codex König Wenzels IV., Prag kurz nach 1400 (Cm 826, gezeigt in der 1. und 3. Ausstellung), Bl. 39v: Der Fuhrmann

bücher, vor allem aber auch Fecht-, Kriegs- und Wappenbücher. Das Plakatmotiv erinnert mit der Darstellung des auf einem Drachen reitenden Neids mit Bienenkorb als Helmzier an die Alterität dieser Jahrhunderte und macht gleichzeitig neugierig auf die Bilder dieser Zeit.

Aufbruch zu neuen Ufern

Der letzte Ausstellungszeitraum rückt das Neue in den Vordergrund: Neues in der Wissenschaft und Blütezeit der Parawissenschaft mit medizinischen, astrologischen, astronomischen Werken, in der Wahrnehmung der Welt mit der Entdeckung Amerikas, in der Kunst mit den großen Namen Dürer und Holbein, im Medienwandel, dem Übergang von der Handschrift zum Buchdruck, Neues sogar in dem „Buch der Bücher“, das die Kultur Europas geprägt hat wie kein anderes: der Bibel. Ein Raum zum Thema „Die Bibel von Karl dem Großen zu Martin Lu-

ther“ erweist dem Reformationsjubiläum im Jahr 2017 die Reverenz und reicht mit seinen Exponaten von einer touronischen Bibel über die Ottheinrich-, Furtmeyr- und Gutenbergbibel bis zur illustrierten Lutherbibel von 1660/61.

Das Ende der Ausstellungstrilogie prägt ein Höhepunkt wie ein Paukenschlag: Das Gebetbuch Maximilians I. – eines jener identitätsstiftenden Kernstücke der Bayerischen Staatsbibliothek – wird erstmals wieder mit seinem Geschwisterband, der in der Bibliothèque municipale in Besançon aufbewahrt wird, gemeinsam gezeigt: eine Zusammenführung der seit Jahrhunderten getrennten, ehemals zusammengehörigen Originale, die aufgrund der Fragilität und des Wertes der beiden Stücke wohl unwiederbringlich ist, auf jeden Fall aber als „Jahrhundertereignis“ zu werten. Albrecht Dürer, Lucas Cranach d. Ä., Hans Baldung, Albrecht Altdorfer, Hans Burgkmair: alle zusammen versahen das persönliche Gebetbuch des „letzten Ritters“ mit ihren zarten Randzeichnungen und schufen so die „Ikone“ der deutschen

Seite 61:

Ludwig von Eyb d. J. zum Hartenstein: Turnierbuch, Süddeutschland um 1525 (Cgm 961, gezeigt in der 2. Ausstellung), Bl. 14r: Kolbenturnier



Etymachia (Kampf des Geistes), Kurfürst um 1430 (Cgm 3003, gezeigt in der 2. Ausstellung), Bl. 52r: Die Personifikation der Individia (des Neids) reitet auf einem Drachen



Zeichenkunst der Renaissance, die fest im kollektiven Gedächtnis verankert ist.

Anregungen und Impulse für die Besucher

Die Ausstellung bietet vielfältige Einblicke in die Kunst der Buchmalerei, und das ist ihr zentrales, wissenschaftliches Anliegen: Es geht um die Bilder, die Bilderwelten. Diese sind jedoch nicht loszulösen von dem kulturellen Kontext in Zeitgeschichte, Politik, Wissenschafts-, Literatur- und Mediengeschichte. Die Bilderwelten erschließen eine Zeit und Kultur, die der unseren in vielerlei Hinsicht nicht unähnlich ist. Sie erzählen von Gott und den Menschen, von Tradition und Innovation, vom Wissen und Experimentieren, von Identität, Individualität, Selbstbewusstsein, Reichtum, Aufstieg, Aufbrüchen, Neuentdeckungen, Reformen, vom Medienwandel und der machtvollen, schon hier auch zu Werbe- und Propagandazwecken dienenden Präsenz der Bilder.

Die Fülle der Bilder spiegelt die Fülle des Lebens. Sie zeigen unterschiedliche Themen, unterschiedliche Qualität, unterschiedliche Technik. Die Individualität der Künstler bildet sich in dieser Zeit heraus, jene großen Namen, die uns allen bekannt sind, beenden die Zeit der Notnamen und Anonymi. Große – uns wohl vertraute – bayerische Städte werden als Zentren der Buchmalerei bedeutsam: Augsburg, Regensburg, Nürnberg. Die politische Entwicklung wird deutlich: Herrscher sind Auftraggeber und Mäzene illustrierter Bücher von König Wenzel zu Kaiser Maximilian I. Wie immer, wenn es um das Mittelalter geht, sind religiöse Bilder zu sehen: mitunter Zeugnisse einer heute nicht mehr bekannten und kaum noch nachvollziehbaren Frömmigkeit, aber auch sehr gelehrter Theologie, Bilder fabulöser Weltdeutung und zeitloser, christlicher Heilsgeschichte.

Einfangen lassen sollte sich der Besucher auch von der materiellen Vielfalt der Exponate. Der Schwerpunkt



Cyrrilusfabeln, Oberrhein (?) 1436–1442 (Cm 3801, gezeigt in der 3. Ausstellung), Bl. 5r: Fuchs und Affe erfreuen sich am Vollmond

liegt natürlich auf Handschriften auf Pergament, aber auch auf Papier, das seit dem 14. Jahrhundert immer häufiger verwendet wird. Der Beschreibstoff steht mit Wertigkeit, Ausführung der Buchmalerei und der Schrift in enger Beziehung. Neben der Buchmalerei ist auf die Texte und die Schrift zu achten, die nicht nur von der Herstellung, sondern auch von dem intendierten Adressaten Zeugnis ablegen. Neben Handschriften finden wir früheste Zeugnisse der Druckkunst, Inkunabeln, aber auch Blockbücher, und natürlich gedruckte Einzelblätter, Holzschnitte und Kupferstiche. Gerade die Interaktion von verschiedenen Drucktechniken mit Handschrift und Buchmalerei ist spannend. Wichtig sind auch die den Exponaten beigegebenen Beschreibungen, die die Gestaltung des gesamten Werks erkennen lässt: Es ist ein Unterschied, ob ein oder zwei Bilder ein Werk schmücken oder ob es durchgängig reich bebildert ist, ob es sich um ganzseitige Abbildungen oder textbegleitenden Buchschmuck handelt, ob die Illustration zum sorgfältig definierten Programm des Werks gehört oder später hinzugefügt wurde. Und natürlich sind die verschiedenen Illustrationstechniken aufschlussreich: Gold, Wasserfarben, Federzeichnungen, Tusche, Kolorierung von Drucken, Vorzeichnungen, Maleranweisungen etc.

Schließlich stellt jede Ausstellung zum Mittelalter auch eine Verbindung zur Gegenwart her. Zu betrachten ist, wie sich diese Dokumente erhalten haben, manche prachtvoll, wie neu strahlend, manche benutzt, manche meist durch intensiven Gebrauch sehr geschädigt. Im Vorfeld der Ausstellung wurde das Gulden Puchlein

(Cgm 9489, Dauerleihgabe der Staatlichen Graphischen Sammlung München), aus dem infolge eines Tintenschadens Buchstaben, Worte, ja Teile von Zeilen fast herauspurzelten, gefestigt, ja zum Teil mit kriminalistischem Spürsinn neu zusammengesetzt. Es ist ein Privileg, es in dieser Ausstellung im Original sehen zu können. Die Ernst von Siemens Kunststiftung förderte diese aufwändige Restaurierung und Digitalisierung genauso wie den Ausstellungskatalog – für beides ist herzlich zu danken.



Gerade der Bilderreichtum verbindet unsere Zeiten. Die Digitalisierung und Präsentation im Internet erschließt die Bilderwelten über die Ausstellungszeiten hinaus für jeden. Sie bietet neben der reinen Wiedergabe hervorragende Möglichkeiten, Details, Einzelheiten, bislang verborgenes, dem bloßen Auge sich nicht erschließendes hervorzuholen. Der fokussierte Blick auf Details lässt uns erahnen, wie viel die Bilder uns noch verraten können, lehrt uns aber auch das genaue Hinsehen, Betrachten und Annähern.

Die Ausstellung bietet nun ein Jahr lang die Gelegenheit, den besonderen Wert der Begegnung mit dem Original neu zu erkennen, zu schätzen und zu genießen. Kommen Sie oft und zahlreich!

Öffnungszeiten:

13.04.–15.07.2016
 25.07.–06.11.2016
 14.11.2016–24.02.2017

Montag–Freitag 10–17 Uhr
 Donnerstag 10–20 Uhr sowie an folgenden Sonntagen von 13–17 Uhr:

05.06., 03.07., 07.08., 04.09., 02.10., 06.11., 04.12., 05.02.

An Feiertagen geschlossen

Öffentliche Führungen donnerstags um 16.30 Uhr, an den oben angegebenen Sonntagen um 14 Uhr

Katalog zur Ausstellung: 29,80 Euro (Ausstellungsausgabe)

Carl von Linné – Natursystem und Vermächtnis

Das internationale Partner-Projekt „Linnaeus Link“

- **Elaine Charwat** ist stellvertretende Leiterin der Bibliothek der „Linnean Society of London“ und Administratorin des „Linnaeus Link“-Projektes
- **Dr. Katrin Böhme** ist wissenschaftliche Referentin in der Abteilung Historische Drucke der Staatsbibliothek zu Berlin

Der schwedische Arzt und Naturforscher Carl von Linné (1707–1778) war noch keine 30 Jahre alt, als er 1735 seine Schrift „*Systema naturae sive Regna tria Naturæ Systematice proposita per Classes, Ordines, Genera, & Species*“ publizierte und damit eine neue Grundlage für die Bestimmung von Tier- und Pflanzenarten schuf. Darin teilte er die Natur in die damals angenommenen drei großen Reiche ein: das Tierreich, das Pflanzenreich und

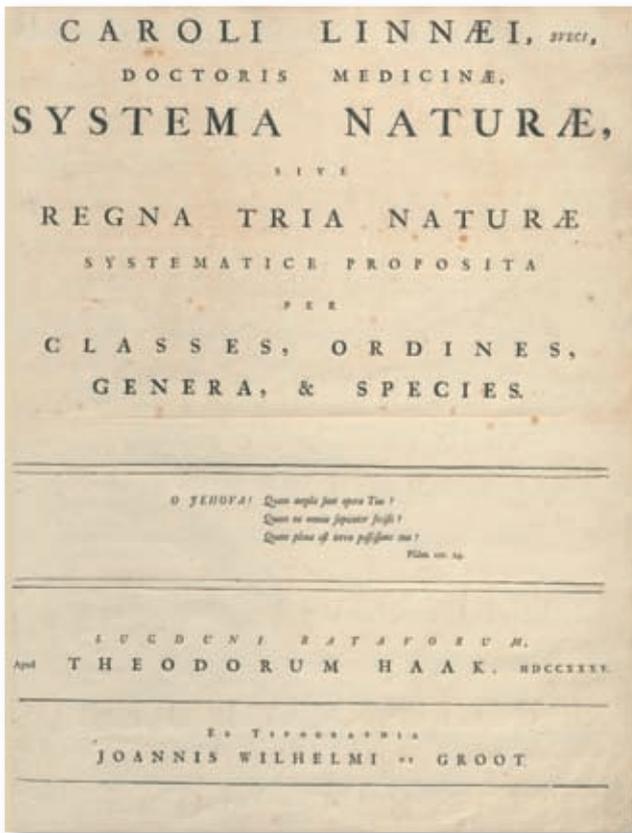
das Mineralreich. Jedes Naturobjekt erhielt in dieser Einteilung seinen Platz in einem streng hierarchisch geordneten System. Das System der Pflanzen z. B. basierte auf dem sogenannten Sexualsystem, welches die Gewächse nach dem Bau ihrer Fortpflanzungsorgane (die Anzahl der Stempel und Staubgefäße in den Blüten) einteilte. Dabei sah Linné die Arten und Gattungen als natürlich gegeben an, was sich wiederum in der Benennung der Organismen niederschlägt. Die Einführung der binominalen Nomenklatur, also die Bezeichnung der Pflanzen- und Tierarten mit zweiteiligen Namen durch Linné markiert den Beginn der modernen Taxonomie, der Wissenschaft von der Klassifikation der Lebewesen.

Manche Linnéschen Namen kennt jede und jeder: *Canis lupus* L., *Adonis vernalis* L., *Homo sapiens* L. – Wolf, Adonisröschen, Mensch. Die wissenschaftlichen Namen setzen sich in der Regel aus zwei Teilen zusammen: dem Gattungsnamen (z. B. *Canis*) und dem Artnamen (z. B. *lupus*). Die abgekürzte Initiale am Ende, in diesem Fall „L.“, steht für denjenigen Gelehrten, der die genannte Art erstmals beschrieben, also eine Definition der Art in die wissenschaftliche Welt eingeführt hat. Linné beschrieb im Laufe seines Lebens rund 7.700 Pflanzen- und 4.400 Tierarten, eine nicht nur für die damalige Zeit beachtliche Leistung. „*Deus creavit – Linnaeus disposuit*: Gott hat geschaffen – Linné hat geordnet“ – ein Ausspruch, der Linné selbst in den Mund gelegt wird und der durchaus ein Licht auf die überaus große Bedeutung dieses Naturforschers wirft.



Linné als Same (Hendrik Hollander [1823–1884] zugeschrieben, nach Martin Hoffman, undatiert, Öl auf Leinwand, 27 x 20,5 cm). Linné erwarb diese traditionelle Tracht während seiner Lappland-Reise. Er trug sie, um beim Heiratsantrag seine zukünftige Frau zu beeindrucken.
(Foto: Linnean Society of London)

Die theoretischen Grundlagen der Taxonomie haben sich seit Linné natürlich weitgehend geändert. Mit der Durchsetzung der Deszendenztheorie im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurden Arten als Ergebnis eines Evolu-



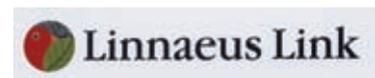
Die erste Ausgabe des Systema Naturae von 1735 erschien im Folio-Format. Sie erzielt in der Gegenwart Auktionspreise von rund 375.000 Dollar. (Foto: SBB, C. Seifert)

tionsprozesses betrachtet, die durch Variabilität und natürliche Auslese entstanden sind. Die Benennung neuer Arten und die Einordnung in ein System sind aber bis in die Gegenwart gleich geblieben. Seit Linné arbei-

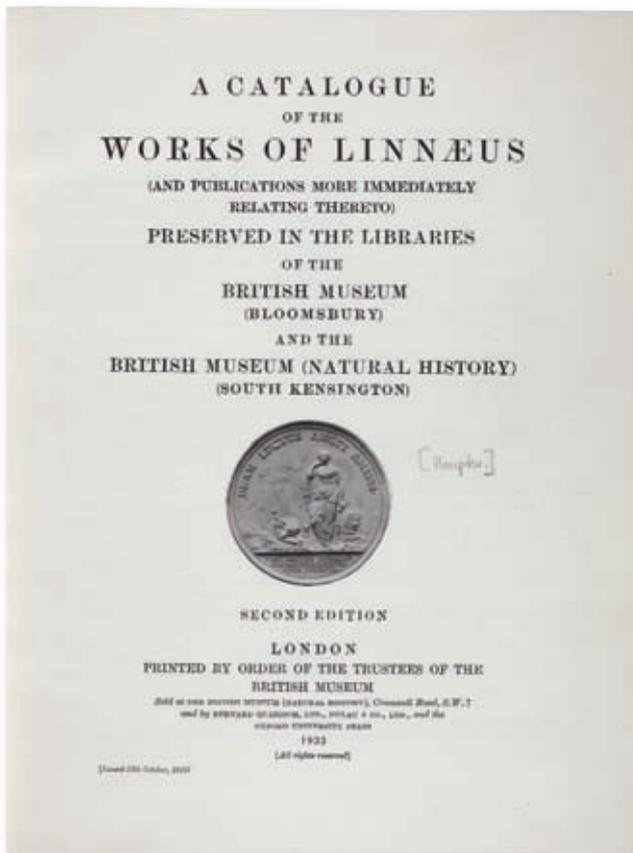
teten Generationen von Naturforschern an der Entdeckung und Bestimmung neuer Pflanzen- und Tierarten – und publizierten diese Entdeckungen in umfangreichen Werken zur Botanik und Zoologie. Linné selbst veröffentlichte zahlreiche Werke, in denen sukzessive neu beschriebene Arten in sein System der Lebewesen eingefügt worden sind. Zeitgenossen und nachfolgende Gelehrte taten es ihm gleich. Und so erschienen im Verlauf des 18. und 19. Jahrhunderts vermehrte und verbesserte Auflagen ursprünglich Linnéscher Titel. Dazu gehört zum Beispiel das oben genannte „Systema naturae“, das noch im 18. Jahrhundert allein 13 Auflagen erlebte.

Auch Naturforscher der Gegenwart, die eine neue Tier- oder Pflanzenart wissenschaftlich beschreiben und einen Namen vergeben wollen, benötigen dazu die älteren Artbeschreibungen. Dem Ursprung eines Namens auf den Grund zu gehen, seine Gültigkeit kritisch zu überprüfen, ist auch in der modernen Zoologie und Botanik gängige Praxis und nur anhand der zahlreichen Schriften Linnés möglich.

Das Partnerprojekt „Linnaeus Link“ bietet dafür eine einzigartige Möglichkeit. Es beinhaltet einen internationalen Gemeinschaftskatalog ausschließlich Linnéscher Werke und erstellt durch die Kooperation bedeutender Bibliotheken und Forschungseinrichtungen eine fortlaufend aktualisierte Linnaeus-Bibliographie. Ausgangs-



Das Bild zeigt verschiedene Ausgaben des Systema naturae aus dem 18. Jahrhundert, die sich im Bestand der SBB befinden und zum Teil Provenienzsuren früherer Besitzer tragen. (Foto: SBB, C. Seifert)



Das Titelblatt der 2. Ausgabe der Linné-Bibliographie von Basil Soulsby, welche zu großen Teilen auf dem Bestand des Museum for Natural History in London beruht. (Foto: SBB, C. Seifert)

punkt dafür ist die Bibliographie von Basil Soulsby, die 1933 erschien und deren durchgängige Nummerierung im „Linnaeus Link“-Projekt als Identifikator die verschiedenen Datenbankeinträge der Partnerbibliotheken zusammenführt. Werke, die nicht bei Soulsby genannt sind oder verbessert werden müssen, bekommen sogenannte Post-Soulsby-Nummern, die unter der bibliographischen Obhut der „Linnean Society of London“ stehen. So wird die Soulsby-Bibliographie als Referenzwerk konsequent fortgeführt und spätere Einträge sind von den früheren unterscheidbar.

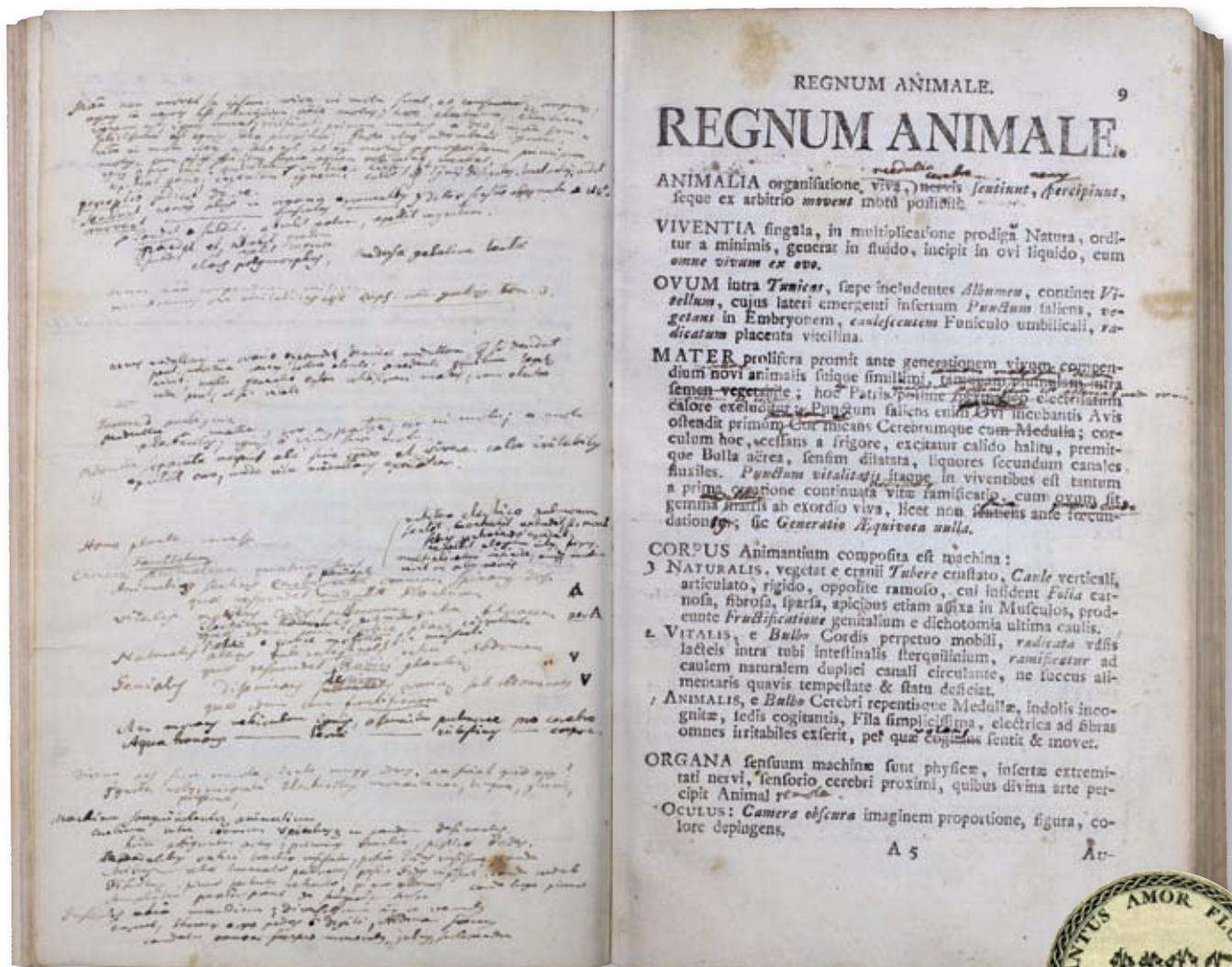
Der erste „Linnaeus Link“-Gemeinschaftskatalog wurde bereits 2007 freigeschaltet. Vorausgegangen war eine mehrjährige Vorbereitungsphase, die mit einem Treffen hochrangiger Linné-Expertinnen und -experten wie auch mit Bibliothekarinnen und Bibliothekaren der „Linnean Society“, des schwedischen „Linnean Correspondence Project“ und des „Natural History Museums“ in London eingeleitet wurde. Es folgte eine weltweite systematische Umfrage nach Linné-Beständen bei den verschiedensten Bibliotheken und Forschungseinrichtungen.

Inzwischen hat das Projekt 14 aktive Partnereinrichtungen, die in der Titelanzeige über ein Reitersystem sichtbar sind. Unter jedem dieser Reiter kann die vollständige bibliographische Information und über den OPAC der besitzenden Bibliothek können weitere Exemplarspezifika aufgerufen werden. Zusätzlich werden die Nutzerinnen und Nutzer auf eine eventuell vorhandene digitalisierte Version verwiesen. Für die Forschung ist gerade der Zugriff auf die exemplarspezifischen Informationen in „Linnaeus Link“ von besonderem Wert. Provenienzspuren verweisen auf die Vorbesitzer der Bücher; annotierte Exemplare können Eintragungen zu Fundorten von Pflanzen oder Tieren bzw. ganze Beschreibungen neuer Arten enthalten. Notizen dieser Art in Verbindung mit Manuskripten und Naturaliensammlungen sind für die Wissenschaftsgeschichte von unschätzbarem Wert. Auch Linné selbst notierte vielfach Informationen in seine persönlichen Exemplare.

Sein wissenschaftlicher Nachlass, zu dem neben einer rund 1600 Bände umfassenden, äußerst wertvollen naturhistorischen Bibliothek auch ein Herbarium, eine Insektensammlung sowie zahlreiche Manuskripte und Briefe gehören, befindet sich seit 1829 in der „Linnean Society of London“. Diese im Jahre 1788 gegründete, traditionsreiche wissenschaftliche Gesellschaft fördert – ganz im Sinne Linnés – die Erforschung der Fauna und



Durch eine schwere Stahltür im Untergeschoss der Linnean Society gelangt man in das Tresormagazin mit den Linné-Sammlungen. In dem maximal für 10 Personen zugelassenen Raum befinden sich die Bücher, Handschriften, Herbarbelege und Insektenkästen von Carl von Linné. (Foto: Linnean Society of London)



Ein von Linné mit zoologischen Beobachtungen ergänztes Exemplar der 10. Ausgabe des Systema naturae von 1758, welches sich im Linné-Nachlass in der Linnean Society of London befindet. Auf der Basis dieser Ausgabe gilt das Jahr 1758 in der Zoologie als offizieller Beginn der modernen Nomenklatur. (Foto: Linnean Society of London)

Flora weltweit und setzt sich darüber hinaus für den Erhalt der Artenvielfalt ein. Das „Linnaeus Link“-Projekt wird sowohl institutionell als auch finanziell von der „Linnean Society“ getragen; es fördert wiederum durch die Zusammenführung der Linneana die wissenschaftshistorische Forschung zur Naturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Bei den jährlich an wechselnden Orten stattfindenden „Linnaeus-Link“-Partnertreffen stehen der Wissensaustausch und die internationale Zusammenarbeit von Wissenschaft und Bibliothek im Mittelpunkt. So wird das Vermächtnis Linnés bis ins 21. Jahrhundert fortgeführt.

Seit kurzem ist nun auch die Staatsbibliothek zu Berlin aktive Partnerin und präsentiert ihre Linné-Bestände in „Linnaeus Link“ – noch nicht vollständig, aber ein Anfang ist gemacht. Bisher konnten in den Beständen der

Staatsbibliothek bis zum Erscheinungsjahr des Soulsby 1933 nach grober Zählung rund 700 relevante Titel ermittelt werden. Die Erwerbung bedeutender medizinisch-naturwissenschaftlicher Gelehrtenbibliotheken im 18. und 19. Jahrhundert, aber auch spätere Erwerbungen spielen hierbei eine große Rolle. Nur ein Beispiel soll genannt werden: Die „Flora Lapponica“ von Linné erschien 1737 in Amsterdam. Das Exemplar der Staatsbibliothek zu Berlin enthält eine Widmung an den Naturforscher und Weltreisenden Reinhold Forster, der das Buch offenbar von einem Schüler Linnés, dem Arzt Henrik Gahn, zum Geschenk erhielt (Signatur: Ly 23000: R). Die Bibliothek Reinhold Forsters gelangte 1799 in die damalige Königliche Bibliothek in Berlin.

Und nun: auf zu www.linnaeuslink.org ...!

Kräuterdruck – die Kunst, Bilder ganzer Pflanzen auf Papier zu bringen

Berliner Neuerwerbung: Die *Ectypa vegetabilium* aus dem Jahre 1760

■ **Dr. Katrin Böhme** ist wissenschaftliche Referentin in der Abteilung Historische Drucke der Staatsbibliothek zu Berlin

Eigentlich galt der Kräuterdruck nur als preiswerte Alternative zum Kupferstich. Letzterer war im 18. Jahrhundert das Mittel der Wahl, um Abbildungen in Bücher zu bringen. Bis in Kupfer gestochene Bilder von Pflanzen auf dem Papier sichtbar wurden, war jedoch eine Vielzahl von Arbeitsschritten notwendig: botanisches

Fachwissen eines Gelehrten über die Pflanzenart; eine Zeichnung, in der alle charakteristischen Merkmale zu erkennen waren; ein

Kupferstich, der die Zeichnung sachgerecht und feinschraffiert auf das Papier übertragen konnte; und letztlich eine Kolorierung, die wiederum nach den Vorgaben des Gelehrten den Kupferdruck in den richtigen Farben erleuchtete. Die fertige Kupfertafel zeigt dann nicht einfach nur eine Pflanze, sondern die modellhafte Ansicht einer Pflanzenart, mit allen spezifischen Merkmalen der Wurzeln, Zweige, Blätter, Blüten und Früchte sowie mit zumeist vergrößernden Detailansichten, die eine genauere Betrachtung der Blüten- oder Fruchtmerkmale zulassen (s. Abb. 1).



Abb. 1: *Iris germanica*, Deutsche Schwertlilie. Modellhafte Darstellung der blühenden Pflanze und Wurzel sowie von Teilen der Blüte und Samenkapsel. Kupferstich aus: Andreas Friedrich Happe, *Botanica Pharmaceutica*. Berlin 1785–1806, Tafel 61

Beim Kräuterdruck – so lautete die zeitgenössische Bezeichnung für den Naturselbstdruck von Pflanzen – ist der Weg vom Naturobjekt zum Bild ein anderer. Hier dienten die Pflanzen oder Pflanzenteile selbst als Druckvorlage. Um diese für den Druck vorzubereiten, mussten sie auf bestimmte Weise präpariert, gepresst und getrocknet werden. Das Druckpigment bestand anfangs aus mit Öl vermischem Ruß, später feiner Druckerfarbe, die auf ein Brett oder eine Kupferplatte gestrichen wurde. Der Farbübertrag auf die präparierte Pflanze, welche auf die geschwärzte Platte gelegt und mit Makulaturalagen abgedeckt worden war, erfolgte mit Hilfe eines Druckerballens. Erst dann konnte der eigentliche Druck stattfinden. Die auf diese Weise gefärbte Pflanze wurde hierzu zwischen saubere Papierbögen gelegt und in der Presse gedruckt. Im Ergebnis



Tab. CXI.

Iris nostras.

Blaue Lillien oder
gemeine Bienenwurz.

Abb. 2: *Iris nostras*, Synonym für *Iris germanica*. Naturselbstdruck einer Deutschen Schwertlilie zum Zeitpunkt der Blüte. Die Blütenkrone wurde für das Pressen radiärsymmetrisch ausgebreitet, wodurch das charakteristische Erscheinungsbild einer Schwertlilienblüte jedoch vollkommen verlöret. Tafel aus: Christian Gottlieb Ludwig, *Ectypa Vegetabilium*. Halle/Saale 1760–1762, Tafel CXI

erhielt man einen feinschattierten Abdruck, oftmals noch mit Reliefspuren dickerer Pflanzenteile auf dem Papier.

Im Unterschied zum Kupferdruck entstand hier das direkte Abbild eines Individuums zum Zeitpunkt des Austriebs, der Blüte oder der Fruchtbildung. Die Zusammenführung aller Merkmale war nur durch die Kombination von Pflanzenteilen aus den verschiedenen Vegetationsphasen möglich. In Abhängigkeit von der Feinheit des Objektes konnten Blattstrukturen abgebildet oder Blütenmerkmale gezeigt und gegebenenfalls durch die Kolorierung einzelne Kennzeichen hervorgehoben werden. Die Präparation der Pflanzen erforderte hier nicht nur handwerkliches Geschick, sondern vor allem auch botanisches Fachwissen. Das durch Naturselbstdruck erzeugte Bild diente dem Gelehrten dazu, die charakteristischen Merkmale der Art anhand des einen Beispiels kennen und erkennen zu lernen (s. Abb. 2).

Als sogenanntes Herbarium vivum galt eine Zusammenstellung von sorgfältig gefertigten Pflanzendarstellungen als praktische Variante eines wirklichen Herbariums. Das Sammeln gepresster und auf Papier befestigter Pflanzen war langwierig und mühsam, und das organische Material besonders anfällig gegenüber Schimmel, Insektenfraß und Zerfall. Außerdem wirkten die trockenen Pflanzen meist weniger ansprechend, als eine Abbildung, zumal die Blüten- oder Blattfärbung lebendiger Pflanzen kaum im Herbarbeleg wiederzufinden ist (s. Abb. 3). Die kolorierten Bilder dagegen bedurften keiner weiteren Pflege. Lediglich die Anschaffung bzw. Zusammenstellung einer gedruckten Pflanzensammlung war um einiges kostspieliger als das Anlegen eines eigenen Herbariums. So sollte für ein Blatt mit einem kolorierten Naturselbstdruck im Folioformat ein Groschen bezahlt werden; 100 handkolorierte Abdrucke kosteten drei Taler (zum Vergleich: für 2 Groschen bekam man auch ein Kilogramm Brot). Nicht jeder Gelehrte oder Pflanzenliebhaber konnte sich das leisten.

„Die Art, Bilder ganzer Pflanzen oder ihrer Zweige durch geschickte, von ihnen selbst gemachte Abdrücke auf das Papier zu bringen, kann einen richtigen Begriff [i.S.v. ‚begreifen‘] erwecken. Da nun diese Kunst von einigen, besonders von dem gelehrten Herrn Kniphof, versucht und verbessert, und einige Jahre her, von dem fleißigen Herrn Trampe mit Beyfall getrieben worden: so haben sich



Abb. 3: Dieses gepresste und getrocknete Exemplar einer *Iris germanica* stammt aus dem Herbarium des Berliner Botanikers Karl Ludwig Willdenow (1765-1812). Im Unterschied zum Naturselbstdruck in Abb. 2 ist die in der Natur wahrnehmbare Blütengestalt leichter auszumachen. (Abdruck mit freundlicher Erlaubnis von: Herbarium, Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, Freie Universität Berlin)

viele Liebhaber gemeldet, und ersucht, man möchte, da die große Sammlung der Trampischen Abdrücke schon in das siebente Hundert gebracht worden, und vielen, welche die in den Apotheken gebräuchlichen Pflanzen nur allein zu kennen wünschen, zu kostbar werden will, eine kleinere Sammlung solcher Pflanzen liefern, welche einzig und allein zum medicinischen Gebrauche bestimmt und angenommen sind.“

So schreibt Christian Gottlieb Ludwig (1709–1773) in der Vorrede zu seinen „Ectypa vegetabilium“, die in der als Kräuterdruckerei bekannten Offizin von Johann Gottfried Trampe (1724–1779) in Halle an der Saale angefertigt wurden (s. Abb. 4 u. 5). Die Druckerei von Trampe entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einer der wichtigsten deutschen Druckereien für die Anfertigung von Naturselbstdrucken. Nach dem



Abb. 4: Ectypa Vegetabilium Usibus Medicis Praecipue Destinatorum ... von Christian Gottlieb Ludwig. Titelblatt Lateinisch und Deutsch (Signatur: 2° Ma 17535<a> : R)

Tod des Gründers führte die Witwe Christiane Wilhelmine Trampe die Druckerei unter dem Namen J. G. Trampens Erben weiter.

Die insgesamt 200 Tafeln umfassenden „Ectypa“ erschienen in acht Lieferungen zu je 25 Tafeln von 1760 bis 1762. Die Darstellungen sollten hauptsächlich den Apothekern und Ärzten das Erkennen von Arzneipflanzen erleichtern. Der als Autor und Herausgeber in Erscheinung tretende Ludwig war Professor der Medizin an der Universität Leipzig und Direktor des dortigen Botanischen Gartens. Seine Erläuterungen zu den Pflanzenarten enthalten vor allem Informationen zur Morphologie, zu den pharmazeutisch genutzten Pflanzenteilen und zur medizinischen Verwendung. Die Namen der Pflanzenarten gab Ludwig sowohl auf der Basis seines eigenen Systems an, das er in den „Definitiones generum



Abb. 5: In Kupfer gestochenes Portrait von Christian Gottlieb Ludwig. aus: Johann Jakob Brucker, Bilder-Saal heutiges Tages lebender und durch Gelahrtheit berühmter Schriftsteller, Dekade IX, Augsburg 1755 (Signatur: Bibl. diez. fol. 1158)

plantarum“ (Leipzig 1737, 1747, 1760) entwickelt hatte. Zudem erhielt jede Art einen zu dieser Zeit in der Botanik üblich gewordenen Verweis auf andere Autoren und deren Werke; in erster Linie Karl von Linné, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Botanik mit seinem System der Pflanzen ein neues Fundament gab (s. Abb. 6).

Wie wir der Vorrede von Ludwig entnehmen können, ist diese Sammlung von Arzneipflanzen quasi ein Auszug aus einer viel umfangreicheren Sammlung von Naturselfstdrucken, die ebenfalls in der Druckerei von Trampe angefertigt worden ist. Hierbei handelt es sich um die berühmte „Botanica in Originali“ von Johann Hieronymus Kniphof (1704–1763). Ursprünglich von 1733 bis 1736 in Erfurt in der Druckerei von Johann Michael Funcke (1678–1749) erschienen, konnte hier nach dem Stadtbrand von Erfurt 1736 das Projekt nicht fortgeführt werden. Erst nachdem durch die Vermittlung des Präsidenten der Leopoldina und Medizinprofessors Andreas Elias



Abb. 6: *Dictamnus albus*, Weißer Diptam, Naturselbstdruck und zweisprachige Beschreibung der Pflanzenart und ihrer pharmazeutischen Verwendung. Doppelseite aus: Christian Gottlieb Ludwig, *Ectypa Vegetabilium*. Halle/Saale 1760–1762, Tf. X, S. 5

Büchner (1701–1769) die Technik des Naturselbstdruckes von Kniphof selbst an den Drucker Trampe weitergegeben worden war, erschien die „Botanica in Originali“ in einer völlig neuen und weitaus umfangreicheren Ausgabe. Die vollständige Sammlung aller Naturselbstdrucke umfasste 1.200 Tafeln, die von 1757 bis 1764 in Halle gedruckt und 1767 durch ein ebenfalls von Ludwig erarbeitetes Gesamtregister ergänzt worden sind.

In der Gegenwart gelten Naturselbstdrucke aufgrund ihres besonderen Druckverfahrens als besonders wertvoll. Die „Botanica in Originali“ wie auch die „Ectypa vegetabilium“ zählen zu den wichtigsten deutschen Publikationen des 18. Jahrhunderts mit Naturselbstdruck, wobei vollständige Exemplare in öffentlichen Bibliotheken wie auch im Antiquariatsbuchhandel sehr selten sind. In der Staatsbibliothek zu Berlin gelten lei-

der bis auf den ersten Band der Erfurter Ausgabe der „Botanica in Originali“, der in den frühen 1940er Jahren erworben wurde und erhalten blieb, die beiden Hallenser Ausgaben seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges als verschollen.

Umso erfreulicher ist es, dass die Staatsbibliothek für ihre Abteilung Historische Drucke mit großzügiger Unterstützung der New Yorker „B. H. Breslauer Foundation“ ein vollständiges Exemplar der „Ectypa vegetabilium“ erwerben und damit diese Lücke zumindest in Teilen wieder schließen konnte. Wir möchten an dieser Stelle dafür unseren herzlichen Dank sagen.



**B.H. Breslauer
Foundation**



Wandel allenthalben

Überlegungen zur Leitungsfunktion großer Universalbibliotheken

■ Dr. Klaus Ceynowa ist Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek

Dem aufmerksamen Leser des „Bibliotheksmagazins“ wird es nicht entgangen sein: An den Spitzen der Staatsbibliotheken in Berlin und München hat sich einiges verändert. Im Heft 2/2015 wurde – für die Berliner Staatsbibliothek – ausführlich über die Ruhestandseintritte des Ständigen Vertreters der Generaldirektorin und Leiters der Zentralabteilung, Dr. Karl Werner Finger, und der Leiterin der Benutzungsabteilung und Baubeauftragten, Dr. Daniela Lülfig, berichtet wie auch – für die Bayerische Staatsbibliothek – in ein wenig knapper gehaltener Form über den Wechsel ihres bisherigen stellvertretenden Generaldirektors in die Leitung des Hauses. Im Heft 3/2015 wurde dann der neue Ständige Vertreter der Generaldirektorin der Staatsbibliothek Berlin, Reinhard Altenhöner (vormals Frankfurt/M.), präsentiert, und im vorliegenden Heft Dr. Dorothea Sommer (vormals Halle) als neue Stellvertreterin des Generaldirektors der Bayerischen Staatsbibliothek, beide also „externe“ Besetzungen.

Die Institution und die Menschen

Nun kann man fragen: Warum wird darüber überhaupt im „Bibliotheksmagazin“ berichtet? Hier geht es doch eher um das unermüdliche Wirken der beiden großen Gedächtnisinstitutionen für das kulturelle Gedächtnis der Menschheit, um seine Bewahrung, Mehrung und Vermittlung in großartigen Sammlungen, wertvollen Unikaten und – seit einiger Zeit – um ihre zusehends umfassenderen Aktivitäten in der digitalen Welt. Aber es geht zumindest auch um reich bebilderte Berichte zu Ausstellungen, Kongressen und Events, mit denen die beiden Staatsbibliotheken ihre Schätze zur Sichtbarkeit und lebendigen Gegenwart bringen. Und hier trifft der

*„Man muss den Ämtern den Puls gefühlt haben.“
Baltasar Gracian*

Leser dann doch immer wieder auf die vertrauten Gesichter mit hohem Wiedererkennungswert (manchem vielleicht auch zu hohem), und fast glaubt er, die Protagonisten zumindest bei ihren nicht ganz alltäglichen Arbeiten permanent begleiten zu dürfen. Bedenkt man zudem, dass der Personalkörper jeder der beiden Staatsbibliotheken (allerdings mit einem deutlichen Vorsprung Berlins) dem der Stadtverwaltung einer mittleren Großstadt entspricht, fragt man sich schon, was eigentlich passiert, wenn wichtige Leitungspositionen „mal eben“ ausgetauscht werden.

Segelboote und Lotsen

Schauen wir also einmal hin näher und fragen uns: Was geschieht beim Wechsel in bibliothekarischen Führungspositionen wie den oben Genannten? Was ist bei diesem Vorgang in einer Bibliothek genauso wie in anderen (öffentlichen) Einrichtungen, und was ist spezifisch für eine Gedächtnisinstitution? Zunächst muss man konzedieren: Von Max Webers Idealtyp bürokratischer Verwaltung sind große Forschungsbibliotheken denkbar weit entfernt. Als Einrichtungen „für Kultur und Wissenschaft“ zeichnen sie sich durch faktisch stark informell geregelte Arbeitszusammenhänge und einen hohen Autonomiegrad der Abteilungen und Leistungsbereiche aus, die nicht selten über eigene Lesesäle, eigenes Budget, eigene Magazine etc. verfügen. Man mag sich so eine Bibliothek eher wie einer Ansammlung selbständig segelnder Schiffe vorstellen, die von der „Chefetage“ als einer Art Lotsenboot lose im Verband und auf Kurs gehalten werden. Auf die Metapher des „Kurs-Haltens“ wird noch zurückzukommen sein, unterstellt sie doch, dass es da einen gibt, der weiß, wo es lang geht.



Der Gehende

Ein Wechsel in der Chefetage scheint nun zunächst ein recht prosaischer Vorgang zu sein: einer (der Amtsinhaber) geht (bisweilen widerwillig), und ein anderer kommt (meist freiwillig). Der Gehende aber ist in vielen Fällen nicht einfach „weg“, er hinterlässt im Regelfall einen mehr oder weniger langen Schatten. Das Amtsverständnis des Gehenden *als* Gehender ist – seien wir ehrlich – nicht selten alles andere als „bürokratisch“. Er denkt nur ungern: Das Amt ist wichtig, nicht die Person, die es auswechselbar verwaltet. Sein Verständnis ist eher „charismatisch“. Zwar mag er sicherlich nicht glauben „Nach mir wird kommen nichts Wesentliches“, aber doch auf eine Prägestkraft des eigenen Tuns hoffen, die den Handlungsspielraum des Nachfolgenden auf ein entschlossenes „Weiter so“ begrenzt.

Höchst aufschlussreich ist hier die in den allfälligen „Abschiedsinterviews“ häufig wiederkehrende, intellektuell durchaus anspruchsvolle Wendung: „Stellen Sie sich vor, Sie stünden heute noch einmal am Beginn Ihrer Amtszeit. Welche Impulse würden Sie Ihrem Haus dann geben?“ Ebenso aufschlußreich sind die Titulaturen der Ruhestandsphase. So gibt es zumindest eine Handvoll deutscher Bibliotheken, deren ehemalige Chefs sich als „Altdirektoren“ bezeichnen. Diese Benennung führt zumindest beim naiven Leser zu der Auffassung, diese Bibliotheken dürften sich glücklich schätzen, gleich zwei Chefs zu haben: einen Altdirektor und – in semantischer Zwangsläufigkeit – einen „Neudirektor“. Und auch für das beliebte, dem Amtstitel angefügte „a.D.“ gilt die alte Einsicht: Je näher man ein Wort anschaut, umso fer-

ner blickt es zurück. Ein „Direktor a.D.“ ist und bleibt ein Direktor, nur eben einer außer Dienst. Das Direktor-Sein ist ihm offenbar nicht zu nehmen, es scheint – vermutlich irgendwann zur Hälfte der Amtszeit – zu einer Wesenseigenschaft geworden zu sein, ganz wie Hautfarbe oder Geschlecht.

Der Kommende

Gleichwohl: Der Schatten des Vorgängers wird zwangsläufig kürzer, sobald der Neue einmal da ist. Aber natürlich fängt der Nachfolgende nicht einfach in einem völlig gestaltungsoffenen Umfeld an, gleichsam im Blue Ocean-Modus, sondern er trifft auf eine Vielzahl formaler, aber noch mehr informeller und impliziter Erwartungen. Niklas Luhmann hat diese in seinem frühen Aufsatz „Der neue Chef“ (Verwaltungsarchiv, Band 53, 1962) in bis heute unübertroffener und unbedingt lesenswerter Form beschrieben.

Gerade in einer so sehr auf Dauer und Kontinuität, auf ein Denken und Handeln in großen Zeiträumen angelegten Einrichtung wie einer Universalbibliothek wird die zwangsläufige Irritation, die mit dem „Hereinbrechen“ des „Neuen“ einhergeht, besonders spürbar: „Der Wechsel des Vorgesetzten“, so Luhmann, „gehört zu den wenigen aufregenden Ereignissen im Verwaltungsalltag. Man fühlt die Nervosität auf den Fluren der Ministerien, wenn die Wahlergebnisse bekanntwerden und ein neues Regime in Aussicht steht. Dann setzt die Arbeit fast aus, weil niemand recht weiß, was zu erwarten ist, und man findet für eine Weile in Gerüchten eine Art Ersatzsicherheit. Wenn ein Abteilungsleiter ausschei-



(© Fotolia.com/Sergey Nivens)

det, ist die Breitenwirkung geringer, aber auch hier wird ein besonderes Interesse lebendig. ... Auf allgemeine Anteilnahme kann zählen und Prestigegewinne ernten, wer im kritischen Moment mehr weiß als die anderen.“ Auch kleinste Informationen aus dem Leben der neuen Leitung gewinnen dann hohe Bedeutung: Wen will man lieber zur Chefin oder zum Chef haben: eine Freizeit-Balletttänzerin oder eine begeisterte Triathletin, einen Opernliebhaber oder einen passionierten Videogamer? Da können auch im Netz gegoogelte Privatphotos, die den Neuen etwa in zügig bergwärts gerichteter Radfahrt zeigen, einen hohen Symbolwert entfalten.

In einer großen Bibliothek mit ihrem stark akademisch-kulturell geprägten „Mindset“ kommt, wie beschrieben, den informellen und impliziten Formen der Führung, der Kommunikation und generell des Miteinanders hohe Bedeutung zu. Hier gilt ganz besonders der bedenkenwerte Satz Luhmanns: „Eine Organisation kann nicht allein nach formalen Erwartungen leben.“ Für den Nachfolger kommt also viel darauf an, sehr schnell zu durchschauen, wie die Institution unter seinem Vorgänger jenseits von Organigramm und Zuständigkeit „getickt“ hat. Noch einmal Luhmann: „Die Einsetzung in das formale Amt bringt also noch keine Nachfolge in die informellen Funktionen des Vorgängers mit sich. ... Sie mögen etwa darin bestehen, daß der Chef zwischen verschiedenen Cliquen seiner Organisation laufend vermittelt und

so offene Fehden verhindert hat. ... In anderen Fällen mögen die guten Beziehungen des Chefs nach außen oder nach oben die Organisation abgeschirmt haben. Es kann auch sein, daß ein ausgesprochen toleranter, eingriffsschwacher Führungsstil die informale Ordnung in ihren Erwartungen bestimmt hat.“

Mitentscheidend für die Frage, welche Dosis an Diskontinuität und Destabilisierung der Nachfolgende diesem System zu injizieren vermag (wenn er das denn überhaupt will), ist nun sicherlich, ob der Neue aus der Organisation selbst kommt oder von außen her berufen wurde. In unseren Staatsbibliotheken beispielsweise wird man künftig die Konsequenzen beider Lösungen beobachten dürfen, wurde doch in Berlin und München die neue Stellvertretung jeweils extern, die Münchener Generaldirektion hingegen intern besetzt. Eines aber ist klar: Das höhere „Risiko“ für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter liegt wohl regelmäßig in einer Inhouse-Berufung. Sollte sich der Ausgewählte nämlich trotz oft schon längerer Betriebszugehörigkeit den „fremden“ Blick auf „seine“ Einrichtung bewahrt haben, kann eine derartige „Sozialisationsresistenz“ bei gleichzeitiger Institutions-Vertrautheit eine höchst brisante Mischung ergeben. Nur so erklärt sich vielleicht, wie das vertraute Zugeständnis der „ersten 100 Tage“ sich mit dem ebenso geläufigen Rat verbinden kann, man möge die schlimmsten Grausamkeiten am Anfang begehen.

Kurs halten oder Wellenreiten

Schauen wir nun abschließend auf das vielleicht bedeutendste Führungsproblem, nämlich die Frage von Entscheidungsstil und Entscheidungswille des Leitungs-personals, so zeigt sich wieder ein Spezifikum der Bibliothek als „Gedächtnisinstitution“: Sie ist ebensosehr treibender wie getriebener Faktor der digitalen Transformation von Wissenschaft und Kultur, also des bis in die Grundfesten der Organisation eingreifenden und sich rapide beschleunigenden Umbaus hin zu einer (auch) digitalen Bibliothek. Der Leser des „Bibliotheksmagazins“ kann dies Heft für Heft verfolgen: Eine kontinuierlich wachsende Zahl von Beiträgen beschäftigt sich nicht nur mit Großprojekten zur Digitalisierung der einzigartigen Bestände der beiden Häuser, sondern vor allem auch mit der Implementierung von Diensten, die die „Kontextualisierung“ dieser digitalisierten Sammlungen in die Online-Lebenswelten ihrer Nutzer zum Ziel haben.

Digitale Transformation bedeutet damit auch: Die Halbwertszeit der Gültigkeit getroffener Entscheidungen wird immer kürzer, was heißt: der Entscheidungsverantwortliche wird sich auch *in grundlegenden Fragen* im Verlaufe seiner Amtszeit mehrfach selbst überholen und damit quasi „widerlegen“ müssen. Getroffene Entscheidungen können in Zeiten beschleunigten und radikalen Wandels (und die digitale Transformation ist für Bibliotheken zweifelsohne eine zutiefst „disruptive“ Erfahrung) kaum noch langfristig durchgehalten werden, das entschlossene „Kurs-Halten“ wird bei wachsendem Innovations- und Veränderungsdruck geradezu „sachfremd“. Damit verbindet sich aber fast zwangsläufig der Eindruck, der Chef entscheide sprunghaft und lasse sich von den je aktuellen Ansprüchen des Kurzfristigen und Befristeten treiben.

Der Soziologe Hartmut Rosa spricht in seinem Buch „Beschleunigung und Entfremdung“ von „neuen Formen flexibler ‚situativer Identität‘, die den vorübergehenden Charakter aller Selbstverständnisse und Identitätsparameter anerkennen und nicht länger einem Lebensplan, sondern dem Modell des ‚Wellenreitens‘ zu folgen versuchen: Wann immer sich eine neue attraktive Gelegenheit ergibt, muß man bereit zum Sprung sein.“ Und er zitiert Kenneth Gergen, der schreibt: „Das ist die Differenz zwischen einer Haltung, die darauf abzielt, konse-



(© Fotolia.com/Blend Images)

quent einen bestimmten Punkt im Ozean anzusteuern und dabei die Wellen zielstrebig zu beherrschen, und einer Seinsweise, bei der man sich harmonisch von dem unvorhersehbaren Spiel der Wellen tragen läßt.“

Ein „direktorales“ Handeln, das dieser Haltung entspricht, mag manchem Mitarbeiter beinahe „unsolid“ erscheinen, und es mag geradezu als manifeste Zumutung empfunden werden, wenn eine derartige Einstellung auch der Belegschaft des Hauses abverlangt wird – zumal in einer Universalbibliothek, die sich doch dem „langen Atem“ des Sammelns und Bewahrens für „ewige Zeit“ verpflichtet weiß.

Was möchte man den vielen Neulingen auf der „Brücke“ der beiden Staatsbibliotheken (einschließlich sich selbst) angesichts dieser durchaus nicht herausforderungsarmen Führungsaufgaben denn nun für ihre Amtszeit wünschen? Vielleicht einfach einen soliden Pragmatismus, der am Ende dessen, was für die Neuanfänger nun begonnen hat, entspannt genau die Worte sagen lässt, mit denen sich der frühere Direktor der Bayerischen Staatsbibliothek, Franz Georg Kaltwasser, aus dem Dienst verabschiedet hat: „Das war’s dann wohl!“

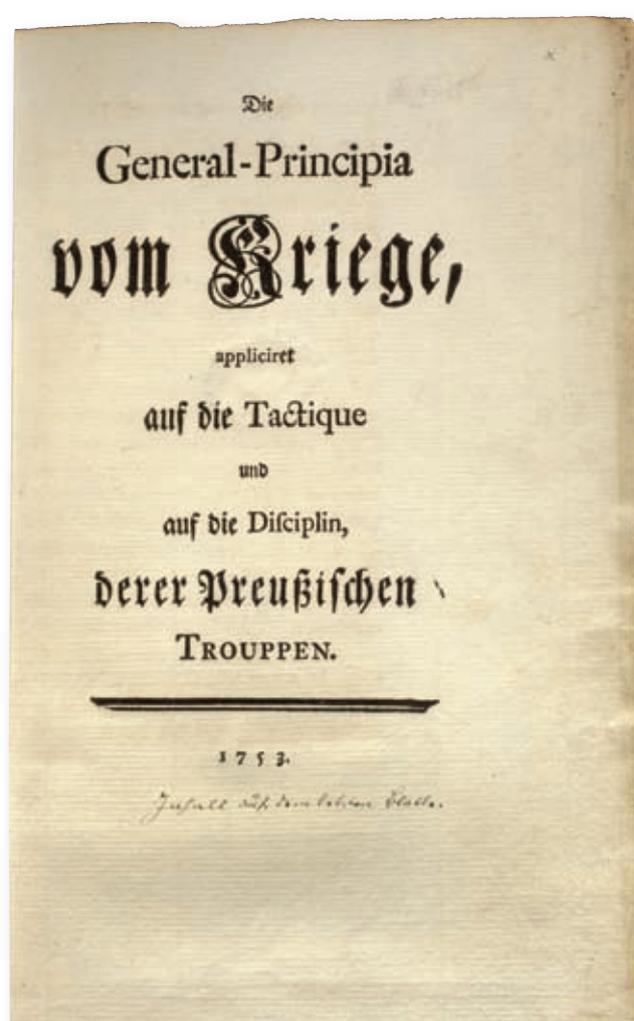
„Damit solche niemahlen außer Euch zu keines Menschen Gesichte kommen“

Exemplar der streng geheimen Militärtaktik Friedrichs des Großen durch die Staatsbibliothek zu Berlin erworben

■ **Michaela Scheibe** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Historische Drucke der Staatsbibliothek zu Berlin

Bibliophile Ästhetik, übermütige Spottlust und schöpferischer Geltungsdrang des preußischen Königs und literarischen Dilettanten prägen die aufwändig gestalteten Prachtausgaben aus der 1749 im Berliner Schloss eingerichteten Privatpresse Friedrichs des Großen bis zum Jahr 1752. Ganz anders dann dieser Druck aus dem Jahr 1753: Die *General-Principia vom Kriege, appliciret auf die Tactique und auf die Disciplin derer Preussischen Truppen* bieten ein rein zweckorientiertes, nüchternes Erscheinungsbild. Als sich neue kriegerische Verwicklungen, die schließlich in den Siebenjährigen Krieg münden sollten, am Horizont abzuzeichnen begannen, ließ Friedrich sein 1746–1748 auf Französisch verfasstes, auf den Erfahrungen im Zweiten Schlesischen Krieg beruhendes Handbuch für das preußische Militär von seinem vertrauten Sekretär, dem Kabinettsrat August Friedrich Eichel (1698–1768), ins Deutsche übersetzen und in wenigen Exemplaren drucken.

Der Zweck der Privatpresse lag in diesem Fall nicht in der individuellen und anspruchsvollen Gestaltung einer bibliophilen Kostbarkeit, sondern vor allem darin, diese Drucke unter absoluter Geheimhaltung produzieren zu können. Fünfzig Exemplare wurden so hergestellt. Christian Friedrich Henning besorgte im Schloss zu Berlin vom 2. bis 23. Januar 1753 den Druck, der preußische Offizier Johann Friedrich von Balbi ließ bis zum 26. Januar die Kupfertafeln für die Pläne 1–10 (drei weitere, Plan A–C, hatte der Offizier Lefèvre bereits angefertigt) in seinem Zimmer gravieren und alle 13 Pläne drucken, der Buchbinder Krafft broschierte bis zum 27. Januar auf dem Schloss diese fünfzig Exemplare. Vorn wurde eine zu strikter Verschwiegenheit mahnende hand-



schriftliche Vorrede eingeklebt, geschrieben von dem bereits für die deutsche Übersetzung herangezogenen Kabinettsrat Eichel und datiert auf den 23. Januar 1753. Der gesamte Herstellungsprozess wurde so in weniger als einem Monat abgewickelt.

Tatsächlich wurde das so hergestellte *secrete Buch von der Tactique* wie beabsichtigt an die führenden preußischen Militärs verteilt: Im Gegensatz zu den früheren literarisch-historischen Drucken aus der Privatpresse finden sich in Friedrichs Privatbibliotheken keinerlei Restexemplare, auch zum eigenen Gebrauch war der deutsche Druck nicht vorgesehen. An 21 Offiziere händigte der König das Buch allerhöchstselbst aus, während die nicht in Potsdam anwesenden Militärs das Werk in versiegelten Behältnissen erhielten. Die gesamte Geheimaktion ist minutiös in einer Akte des Geheimen Staatsarchivs dokumentiert, die auch Empfangsquittungen der ausgesandten Jäger enthält. Adolph Menzels historisierende Darstellung der Übergabe der *General-Principia* – in Form einer Schriftrolle – durch den die Linke mahnend erhebenden König an seine um ihn versammelten Generäle prägte durch ihre weite Verbreitung sicher die Vorstellung späterer Generationen, stimmt aber mit dem tatsächlichen Geschehen kaum überein.



Die Werke Friedrichs des Großen in deutscher Übersetzung mit Illustrationen von Adolph v. Menzel, hg. v. Gustav Berthold Volz, Bd. 6, Berlin 1913, S. 86

Das durch seinen Empfänger prominenteste Exemplar der *General-Principia* konnte die Staatsbibliothek zu Berlin nun kürzlich erwerben. Dieses Exemplar enthält in Ergänzung der – hier ebenfalls vorhandenen – handschriftlichen Vorrede ein persönliches Begleitschreiben Friedrichs des Großen an seinen Generalfeldmarschall Graf Kurd Christoph von Schwerin (1684–1757) vom 30. Januar 1753. Anders als die Vorrede wurde dieses Begleitschreiben von Friedrich dem Großen eigenhändig unterzeichnet. Inhaltlich heben Vorrede wie Begleitschreiben auf die strikte Geheimhaltung und die dafür

vom Empfänger zu ergreifenden Vorsichtsmaßnahmen ab, die Vorrede ist dabei deutlich knapper formuliert. Beide Schreiben dürften von der Hand Eichels stammen, das persönliche Begleitschreiben enthält dabei zwei kleine Korrekturen von anderer Hand, eventuell von Friedrich selbst. Hier liest sich die etwas umständliche, aber eindringliche Mahnung des Königs so:

„Bey Ersehung deßes werdet Ihr sogleich finden, wie höchstnothwendig es sey, daß Ihr Euch zwar den Inhalt deßes wohl bekannt machet, zugleich aber auch solches als das größeste Geheimniß so Ich Euch anvertrauen kann, haltet, und alle erdenckliche praecautiones nehmet, damit solches niemahlen außer Euch zu keines Menschen Gesichte kommen, noch verlohren gehen, am allerwenigsten aber jemahls in Feindes Händen kommen könne. Euer Pflicht und Ehre repondiren Mir davor, daß Ihr dasjenige so Ich in solchen Buche voran schreiben laßen, wohl und genauest beobachtet, als weshalb Ich fordere, daß Ihr solches auch nicht einmahl jemanden, er sey wer er wolle, zu gesichte kommen laßen, oder auch nur Euch äußern laßen sollet, daß Ihr solches Buch von Mir bekommen, oder in Händen habet; Inzwischen Ihr auch alle Vorsorge tragen sollet, daß auch vor Euren dereinst erfolgenden Tode, dieses Buch annoch von Euch selbst versiegelt und [unleserlich] an Mich wieder richtig eingeliefert werden müsse.“

Aus gegebenem Anlass wiederholte der Preußenkönig seine eindringliche Mahnung am 2. Dezember 1754 in persönlichen Schreiben an denselben Adressatenkreis: Ihm war zu Ohren gekommen, der eine oder andere habe „die importance des secrets von diesen Buche und Meine Ordre deshalb vergessen, und solches zu Zeiten nachlässig herumliegen laßen, so daß selbiges anderen Leuthen und seinen Domestiquen zu Gesichte gekommen ist, und solche hier und da etwas davon zu sprechen gewust haben.“

Der Empfänger unseres Exemplars war ohne Zweifel eine Schlüsselfigur unter den Generälen Friedrichs des Großen. Als junger Mann bewährte er sich als Offizier in den kriegerischen Zeiten am Anfang des 18. Jahrhunderts und wurde 1720 von Friedrich Wilhelm I. in die preußische Armee berufen. Gleichzeitig war der lebensfrohe Schwerin den Künsten und der Wissenschaft zugewandt und galt so als Ausnahmeerscheinung im Heer des Soldatenkönigs. Unmittelbar nach seiner Thron-

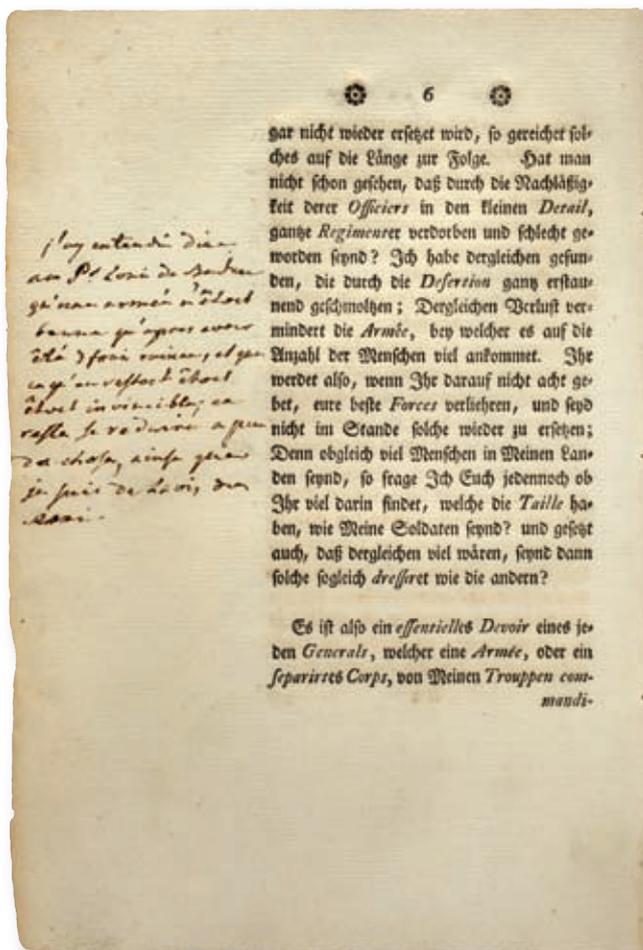
Mein lieber General, Feld Marschall Graf von Schwerin. Da
Ich nun gut gekündet einigen Meines Officiers Meines reflexions
über den Krieg in besondern Notwissen zu communiciren; Da habe
Ich nicht auszusetzen wollen, Sie ein gedrucktes Exemplar davon
sich bey nächstigen zu leyden. Das Sie sich bey dem in dem
Ihre gleich künden, wie sie sich selbst jemand ab sey, das die Ihre
zudem den Zustand der Ansehung bekennt unser, zugleich aber
ausgesehen als das zweyde der Gesinnung zu Ich Sie auch
kann, selts, und alle rathendliche precautions unser,
damit gleich nicht anders zu dem Marschall Grafen
kommen, was man das zu sehen, um alle annehmlich, aber jauch
in Feindes Händen kommen kann. Für Sie selbst und Ihre
reponiren wir davon, das die Ihre diejenige zu Ich in gleichem
Lage man zu sehen leyden, wohl und gewis zu beobachten,
als möglich Ich werde, das die Ihre gleich nicht immer
jammern, so sie man zu wollen, zu gewis kommen leyden,
oder nicht nur Sie bey dem leyden soll, das die Ihre gleich
Lage man wir bekommen, oder in Händen selbst. In dem
Ihre nicht alle Nothwendigkeiten zu sehen, das die Ihre Nothwendigkeiten
derzeit zu sehen, das die Ihre nicht nur Sie selbst
nichtigelt ^{mit dem} Sie nicht nicht einzeln in dem
unser. Ich bin

Sie unser affectionirter König,

Leolin

30. January 1753.

An den Gen: Feld Marsch. Graf v. Schwerin.



gar nicht wieder ersetzt wird, so gereicht solches auf die Länge zur Folge. Hat man nicht schon gesehen, daß durch die Nachlässigkeit derer Officiers in den kleinen Detail, ganze Regimente verdorben und schlecht geworden seynd? Ich habe dergleichen gefunden, die durch die Desertion ganz erkauend geschmolzen; Dergleichen Verlust vermindert die Armee, bey welcher es auf die Anzahl der Menschen viel ankommt. Ihr werdet also, wenn Ihr darauf nicht acht gebet, eure beste Forces verlieren, und seyd nicht im Stande solche wieder zu ersetzen; Denn obgleich viel Menschen in Weinen landen seynd, so frage Ich Euch jedemoch ob Ihr viel darin findet, welche die Taille haben, wie Weine Soldaten seynd? und gehet auch, daß dergleichen viel wären, seynd dann solche sogleich dressiret wie die andern?

Es ist also ein essentielles Devoir eines jeden Generals, welcher eine Armee, oder ein separirtes Corps, von Weinen Truppen commandi-

preußischen Kriegsministeriums, dem für Ausrüstung, Verpflegung, Versorgung und Kassenwesen zuständigen Militär-Ökonomie Departement.

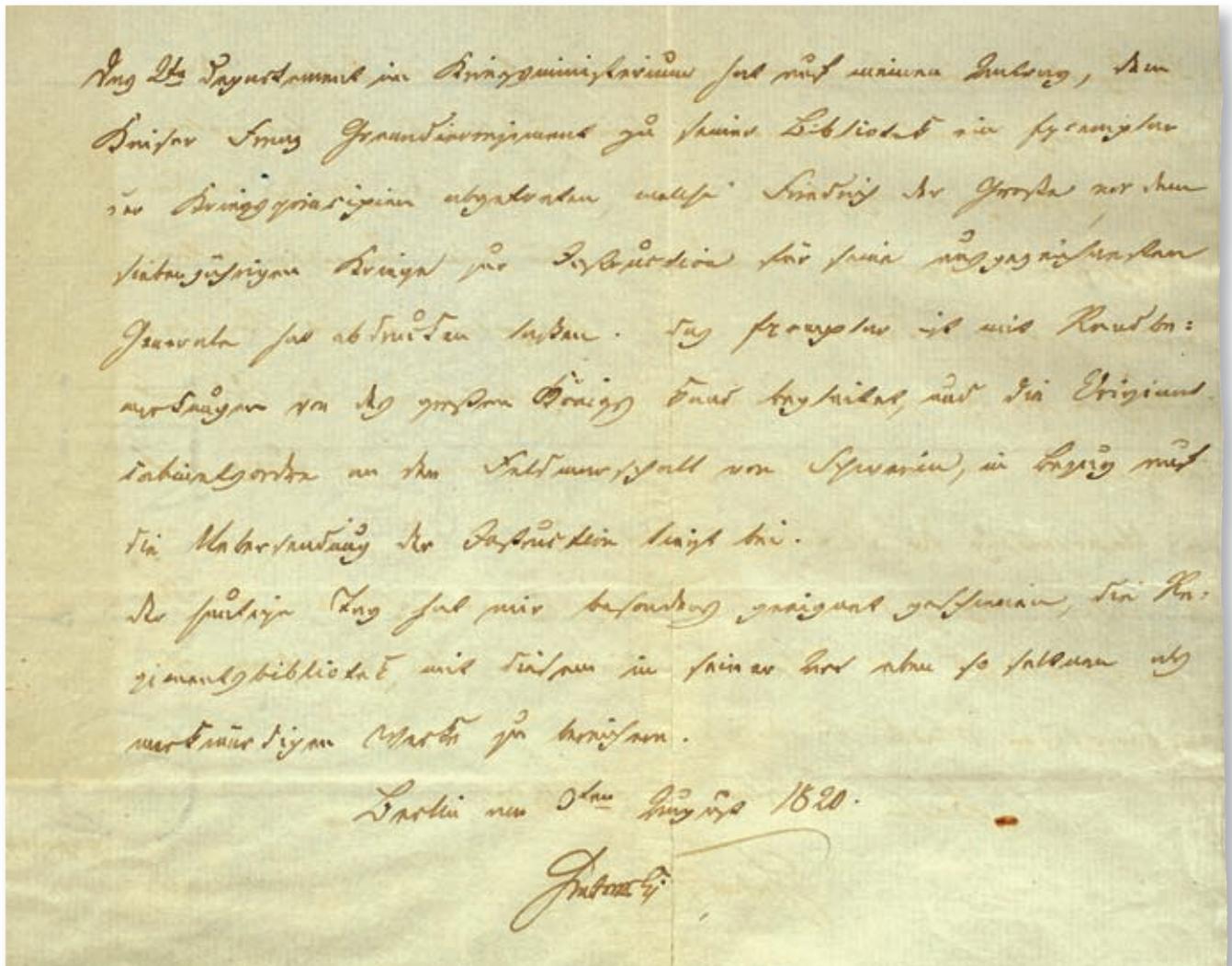
Am 3. August 1820, dem 50. Geburtstag König Friedrich Wilhelms III., konnte der für die erst im Vorjahr gegründete Offiziersbibliothek des Königlich Preußischen Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2 verantwortliche Major Friedrich Wilhelm Ferdinand von Grabowski (1787–1861) in einem unserem Exemplar heute vorgebundenen, an die Regimentsbibliothek gerichteten Schreiben stolz berichten:

„Das 2te Departement im Kriegsministerium hat auf meinen Antrag, dem Kaiser Franz Grenadierregiment zu seiner Bibliothek ein Exemplar der Kriegsprincipien abgetreten, welche Friedrich der Große vor dem Siebenjährigen Kriege zur Instruction für seine ausgezeichneten Generale hat abdrucken lassen. Das Exemplar ist mit Randbemerkungen von des großen Königs Hand begleitet, und die Original-Cabinetsordre an den Feldmarschall von Schwerin, in Bezug auf die Uebersendung der Instruction liegt bei. Der heutige Tag [der 50. Geburtstag des Königs] hat mir besonders geeignet geschienen, die Regimentsbibliothek mit diesem in seiner Art eben so seltenen als merkwürdigen Werke zu bereichern.“

besteigung ernannte Friedrich Schwerin zum Generalfeldmarschall und erhob ihn in den Grafenstand. Gehörte Schwerin zunächst zu den engsten Vertrauten des Königs vor allem im Ersten Schlesischen Kriege, übte Friedrich später immer wieder auch heftige Kritik an seinem Feldmarschall.

Schwerin hielt sich offensichtlich an die Geheimhaltungsordre seines Königs und die Anweisung der Vorrede, das Werk tunlichst im Vorfeld militärischer Einsätze zu verinnerlichen, um es dann wohlverwahrt zurücklassen zu können und nicht den Gefahren eines Feldzuges aussetzen zu müssen: Er begann das ihm übereignete Exemplar der *General-Principia* durchzuarbeiten, wie seine Randbemerkungen zum ersten Kapitel zeigen. Anders als viele preußische Militärs beherrschte Schwerin das Französische und schrieb wie sein König in dieser Sprache. Als er 1757 gleich zu Beginn des Siebenjährigen Krieges in der Schlacht von Prag fiel, dürfte sein Exemplar befehlsgemäß zurück an den König gelangt sein. Anfang des 19. Jahrhunderts jedenfalls befand sich dieses Exemplar in der Verwaltung der 2. Abteilung des

Erst kurz zuvor, am 1. Mai 1820, war dem in Berlin stationierten Regiment durch den preußischen König der Garderang verliehen worden. Als weitere besondere Ehrung des Regiments war es Grabowski, der in den Befreiungskriegen als Adjutant des Majors von Borstell und des Prinzen August von Preußen fungierte und sicher über gute Beziehungen zum Generalstab verfügte, nun gelungen, dieses besondere Exemplar – fälschlich als von Friedrich eigenhändig annotiert betrachtet – zu erhalten. Noch Jahrzehnte später (vermutlich um 1860), als man das Werk mit einem handschriftlichen Inhaltsverzeichnis, einem Pappereinband und der Signatur 254 versah, wurde auf dem Vorsatz nochmals eigens vermerkt: „Von dem Kriegsministerium der Bibliothek des Regiments geschenkt den 3. Aug. 1820“. Die tiefgreifende Umstrukturierung der Wehrorganisation nach dem Ende des Ersten Weltkrieges führte im Rahmen der Auflösung der Garde-Regimenter vermutlich auch zur Auflösung dieser als Privatbesitz des Offizierskorps geltenden Bibliothek; die Spur des Schwerin'schen Exemplars der *General-Principia* verliert sich hier zunächst. In den



1980er Jahren tauchte dieses Exemplar im Berliner Antiquariatshandel auf und gelangte in die umfangreiche Sammlung des bibliophilen Bosch-Managers Hans L. Merkle (1913–2000). Beim Verkauf der Sammlung 2002 wurde das Buch durch den Antiquar Wolfgang J. Kaiser erworben und konnte nun als besondere Kostbarkeit in die Rara-Sammlung der Abteilung Historische Drucke aufgenommen werden.

Auch andere Empfänger der *General-Principia* befolgten die Anweisungen ihres Königs genau und sorgten für die Rücksendung ihrer Exemplare. Im Archiv des großen Generalstabes sind mehrere Exemplare in blechernen bzw. ledernen Kapseln bezeugt, die so verschlossen und versiegelt zurückgekehrt waren. Der Verbleib dieser Bände nach der 1919 erfolgten Auflösung des großen Generalstabes ist bis heute unsicher, da sowohl die Heeresbibliothek als auch das in Potsdam eingerichtete Heeresarchiv – eine dieser Institutionen müsste die Objekte übernommen haben – bis auf geringe Restbestände die

Verwerfungen des Zweiten Weltkrieges nicht überstanden haben. Geradezu schicksalhaft wurde das an Generalmajor Ernst Heinrich von Czetriz (1713–1782) ausgegebene Exemplar: Als von Czetriz am 20. Februar 1760 bei Koßdorf an der Elbe von dem österreichischen General Freiherrn von Beck gefangen genommen wurde, fiel sein – gegen die Anweisungen des Königs auf dem Feldzug mitgeführtes – Exemplar der *General-Principia* in Feindes Hand. Dies war das Ende der so sorgfältig betriebenen Geheimhaltung der Militärtaktik Friedrichs des Großen: Seit 1761 erschienen zahlreiche mehr oder weniger korrekte Nachdrucke der *General-Principia*, darunter auch in französischer und englischer Übersetzung.

Vollständige Online-Ausgabe der „General-Principia“:

<http://resolver.staatsbibliothek-berlin.de/SBB0001973300000000>

„Objekte im Gespräch erforschen“

Wie im Museum ein Künstlerischer Druck und eine Bronzeskulptur von Henri Laurens zusammenfinden

- **Dr. Silke Trojahn** ist Referentin für Erwerbung in der Abteilung Historische Drucke der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz
- **Dr. des. Felicia Rappe** ist Kuratorin im Museum Berggruen / Nationalgalerie / Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz

1951 veröffentlichte der Verleger Tériade in Paris eine prachtvolle Ausgabe der „Dialogoi“ des Lukian von Samosata (ca. 125 n. Chr.–ca. 180 n. Chr.), die mit Farbholschnitten des französischen Bildhauers Henri Laurens (1885–1954) illustriert ist. Der Band zählt zu Recht zu den schönsten illustrierten Büchern des 20. Jahrhunderts.

Im Sommer 2015 widmete die Berliner Nationalgalerie Laurens' Illustrationen dieser antiken satirischen Schrift einen prominenten Platz in der von Felicia Rappe kuratierten Kabinettausstellung „Henri Laurens – Pablo Picasso“ im Museum Berggruen. Die lose in den Band

eingeleigten Illustrationen wurden in einem eigenen Raum neben dem Buchblock einzeln gerahmt präsentiert. Diese Leihgabe aus der Abteilung Historische Drucke der Staatsbibliothek zu Berlin an die Staatlichen Museen zu Berlin war Anlass für einen intensiven wissenschaftlichen Dialog zwischen den beiden Einrichtungen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Inmitten der Ausstellungsräume und im Anschluss an den Vortrag von Silke Trojahn „Medienwechsel. Buchillustrationen antiker Schriften im Pressendruck bis Laurens“ diskutierten wir gemeinsam mit den Besucherinnen und Besuchern vor den Kunstwerken – ein inspirierender Wissenstransfer, der dem Titel und Motto des ausstel-



Ausstellungsraum „Sideways. Henri Laurens – Pablo Picasso“ im Museum Berggruen, Nationalgalerie (13.6.–20.9.2015) mit Henri Laurens' Illustrationen zu den „Dialogues“ des Lukian von Samosata (© VG Bild-Kunst, Bonn 2015 / Foto: Achim Kleuker)



Die Vortragenden in den Ausstellungsräumen von „Sideways. Henri Laurens – Pablo Picasso“ im Museum Berggruen, Nationalgalerie am 20.9.2015 vor Henri Laurens' Buchillustrationen (© VG Bild-Kunst, Bonn 2015 / Foto: Achim Kleuker)

lungsbegleitenden Veranstaltungsprogramms mehr als gerecht wurde: „Objekte im Gespräch erforschen“.

„Henri Laurens – Pablo Picasso“ bildete den dritten und letzten Teil der Ausstellungsreihe „Sideways“ im Museum Berggruen. Ausgangspunkt der Reihe war folgende Grundidee: Picasso, Klee und Matisse sind die Stars im Museum Berggruen. „Sideways“ richtete den Blick auf die Seitenbereiche der Sammlung und nahm Künstler zum Ausgangspunkt, die dort mit nur einem einzigen Werk vertreten sind: Raoul Dufy (mit einer bepflanzbaren Miniatur-Architektur aus Keramik von 1927), Alexander Calder (mit einem feingliedrigen Mobile, entstanden ca. 1958) und eben Henri Laurens (mit der Bronzefigur einer Schwangeren aus dem Jahr 1932).

Alle Künstler der Sammlung des Museum Berggruen standen zu Beginn des 20. Jahrhunderts in engem Austausch über wesentliche künstlerische Fragen: Was ist die Aufgabe der bildenden Kunst, wenn es nicht länger erklärtes Ziel ist, die Natur nachzuahmen? Kann ein Kunstwerk stattdessen seine eigene Realität entstehen

lassen? Mit welchen Mitteln sollte dies geschehen? Das Ziel von „Sideways“ war es, die Kunst dieser Zeit und das Experimentieren mit diesen Fragen aus dem Blickwinkel der Objekte von Dufy, Calder und Laurens zu erkunden. Die einzelnen Objekte waren wiederum Anlass zum Dialog mit anderen Künstlern der Sammlung: zwischen Raoul Dufy und Henri Matisse (24. Oktober 2014 bis 22. Februar 2015), Alexander Calder und Paul Klee (28. Februar bis 7. Juni 2015) sowie Henri Laurens und Pablo Picasso (13. Juni bis 20. September 2015).

Im Museum Berggruen liegt der Schwerpunkt auf Malerei und Grafik. „Sideways“ rückte hingegen andere Gattungen ins Zentrum: Keramik, kinetische Skulptur und Kleinplastik. Das begleitende Veranstaltungsprogramm erforschte im Austausch mit anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern jeweils vor Ort anhand der Exponate von Dufy, Calder und Laurens die Eigenarten dieser künstlerischen Ausdrucksformen und bettete sie über zusätzliche Leihgaben in den Kontext des jeweiligen künstlerischen Œuvres ein.

Bereits für den ersten Teil der Ausstellungsreihe – „Raoul Dufy – Henri Matisse“ – stellte die Abteilung Historische Drucke der Staatsbibliothek dem Museum Berggruen eine Ausgabe von „Le poète assassiné“ („Der gemordete Dichter“) von Guillaume Apollinaire (1880–1918) zur Verfügung. 1916 war die autobiographisch gefärbte Geschichte – ein abenteuerlicher, surreal anmutender Bericht über Leben und Tod des Dichters Croniamantal – erstmals erschienen. Zehn Jahre später brachte der Verlag „Au Sans Pareil“ eine Ausgabe der Erzählung mit 36 Illustrationen von Raoul Dufy (1877–1953) heraus, darunter die für den französischen Maler charakteristischen Stadtansichten, die den Bildraum so detailliert wie leichtfüßig beleben. Ein ganzer Ausstellungsraum war nun



Raoul Dufy, Illustration (Lithographie) zu „Le poète assassiné“ von Guillaume Apollinaire (erstmalig erschienen 1916), Au Sans Pareil, Paris 1926, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (© VG Bild-Kunst, Bonn 2015 / Foto: Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz)

einer Sonderausgabe des „Gemordeten Dichters“ von 1926 gewidmet, die alle Illustrationen Dufys zusätzlich als lose Bogen enthält. Neben dem Buchblock konnten die Besucher die einzeln gerahmten Lithographien mit einem Audioguide abschreiten und in einer etwa zehnmütigen Zusammenfassung die fantastische, vergnüglich-frivol erzählte Lebensgeschichte des Protagonisten nachvollziehen. Auch das erste Buch, für das Dufy 1911 in

enger Zusammenarbeit mit Guillaume Apollinaire Holzschnitte geschaffen hatte, war in verschiedenen Auflagen in der Ausstellung zu sehen: das berühmte „Le Bestiaire ou Cortège d’Orphée“ („Bestiarium oder das Gefolge des Orpheus“), über dessen Illustrationen Apollinaire am 21. April 1911 in der Zeitung *L’Intransigeant* schrieb: „Sie werden mein ‚Bestiaire‘ zu einer Arbeit machen, die mit den größten Epochen der Buchkunst standhalten kann.“

An diesen privilegierten Platz in der Ausstellung für die Buchkunst, ein beliebtes Betätigungsfeld zahlreicher Künstler der Klassischen Moderne, knüpfte die Präsentation von Henri Laurens’ Illustrationen im Museum



Henri Laurens, Illustration (Holzschnitt mit Lithographie) zu den „Dialogues“ (hier: Hetärengespräche) des Lukian von Samosata, *Tériade*, Paris 1951, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (© VG Bild-Kunst, Bonn 2015 / Foto: Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz)

Berggruen an. Im Erscheinungsjahr der „Dialogues“, nämlich 1951, hatte im Musée National d’Art Moderne in Paris die bis dahin größte Retrospektive des Werks von Laurens stattgefunden. Auch seine Illustrationen für Lukians satirische Schrift, für die er die Techniken Holzschnitt und Lithographie kombinierte, führen formale Charakteristika unterschiedlicher Schaffensphasen zusammen: Einerseits erinnert die den Hintergrund bil-



Henri Laurens, „Kleine Schwangerschaft“, 1932
 Staatliche Museen zu Berlin, Nationalgalerie, Museum Berggruen
 (© VG Bild-Kunst, Bonn 2015 / Foto: Achim Kleuker)

dende Schichtung der geometrischen Farbflächen daran, dass Laurens in den 1910er Jahren in der Technik der Collage arbeitete, wofür er verschiedenste Materialien wie Papier, Kalkstein oder Metall verwendete. Darin zeigte er sich vom Kubismus Pablo Picassos und Georges Braques beeinflusst, mit denen er während dieser Zeit in Paris in Kontakt stand. Andererseits zeugt die geschwungene Umrisslinie der in einigen der Illustrationen vor die Farbflächen gesetzten weiblichen Akte von einer Veränderung in Laurens' Werk zu Beginn der 1930er Jahre, als die Figuren voluminöser und ihre Konturen fließender wurden.

An diesem Übergang steht die Bronzeskulptur „Kleine Schwangerschaft“ (1932), die den Ausgangspunkt der Ausstellung „Henri Laurens – Pablo Picasso“ bildete, und in der geometrische auf runde Partien treffen. Durch die Drehung des Oberkörpers der Figur setzt Laurens wie in vielen seiner Werke dem allansichtigen Potenzial der Gattung Skulptur die Vorgabe eines Betrachterstandpunktes entgegen: eine angestammte Bedingung der Medien Zeichnung, Druckgrafik und Buchillustration, in denen Laurens stets parallel zur Bildhauerei arbeitete. Diese fortwährenden Medienwechsel waren so wie bei seinem Künstlerkollegen Picasso Motor und Methode, um in Absetzung zum traditionellen Formenkanon der Kunstgeschichte neue künstlerische Formen hervorzubringen. Dafür steht das Motiv der Schwangerschaft als Symbol.

In der Geschichte der Buchkunst und des Pressendrucks nehmen Laurens' „Dialogues“ einen besonderen Platz

ein: Das illustrierte Buch und insbesondere das illustrierte Künstlerbuch ist in seiner Gestaltung sehr oft konventionell und konservativ. Das liegt an drei Besonderheiten, die für dieses Medium gelten: Zum einen werden dieselben Texte seit Jahrhunderten illustriert, es gibt quasi einen Literaturkanon des Pressendrucks (z. B. die Werke Vergils oder Ovids). Der Illustrator kann nun diese Bildtradition fortführen oder sich bewusst von ihr abkehren, aber sie ist genauso wie der gedruckte Text vorhanden. Zweitens bringt das Buch an sich Einschränkungen mit sich, wie die Blattgröße oder die Reihenfolge der Betrachtung. Zum dritten ist die Herstellung von Pressendruck eine aufwendige und kostspielige Angelegenheit, was bedeutet, daß der Verleger genötigt ist, ein verkäufliches Buch herzustellen, sei die Auflage auch noch so klein.

Henri Laurens hat drei antike Werke für den Verleger Tériade illustriert, neben den „Dialogues“ von 1951 noch ein weiteres Werk Lukians („Loukios ou l'Âne“, 1947) und Hesiods *Theogonie* (1945). Besonders ungewöhnlich ist hier die Mischung von zwei Druckverfahren (Holzschnitt und Lithographie) und die konsequent moderne, über gewohnte Illustrationsmuster hinausgehende Gestaltung.

Der Dialog sowohl zwischen Buchillustration und Skulptur – die „Kleine Schwangerschaft“ – als auch zwischen Museum und Bibliothek bzw. Kunstwissenschaft und Buchkunde ist äußerst anregend und soll bald fortgesetzt werden.

„Viele unbescheidene Pläne“

Zum Tod der Direktorin der Allrussischen Staatlichen M. I. Rudominobibliothek für ausländische Literatur in Moskau, Dr. Jekaterina Genijewa

■ **Olaf Hamann** leitet die Osteuropa-Abteilung der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz

Den Bibliothekarinnen und Bibliothekaren in Deutschland war die am 1. April 1946 – knapp ein Jahr nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges – in Moskau geborene Jekaterina Jurjewna Genijewa gut bekannt. Die an der Moskauer Lomonossow-Universität in den 1960-er Jahren ausgebildete Anglistin promovierte 1972 mit einer Arbeit über die Prosa von James Joyce. Im gleichen Jahr begann sie eine Tätigkeit in der Staatlichen Allunionsbibliothek für ausländische Literatur. Zu dieser Zeit war die heutige Namenspatronin der Bibliothek – Margarita Iwanowna Rudomino – Direktorin dieser Einrichtung. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin mit verschiedenen Aufgaben betraut, erwarb Jekaterina Genijewa Erfahrungen im Bereich der Verwaltung, der Editionstätigkeit und der Personalarbeit. Lange Jahre wirkte sie unter Leitung der Direktorin Ljudmila A. Kossygina, Tochter des sowjetischen Ministerpräsidenten Aleksej Kossygin.

In einer Zeit großer politischer und sozialer Umbrüche wurde Jekaterina Genijewa 1993 die Leitung der inzwischen in Rudomino-Bibliothek für ausländische Literatur umbenannten Einrichtung übertragen. Sie nahm diese Aufgabe mit großem Engagement an. Der Zulauf in die Bibliotheken Russlands ging in dieser Zeit zurück. In Zusammenarbeit mit ausländischen Partnern gelang es Frau Genijewa, die Stärken der Bibliothek besser zum Tragen zu bringen und das Publikum neuerlich für die Bibliothek, das Lesen und den Umgang mit Fremdsprachen zu interessieren. Auf der Grundlage des geisteswissenschaftlichen Profils der Bibliothek entstanden ein Zentrum für das internationale Bibliothekswesen wie auch ein Sprachlernzentrum, deren Angebote alsbald ergänzt wurden durch Vertretungen ausländischer Kulturinstitute, z. B. das aserbaidchanische Kulturzentrum, das Zentrum der amerikanischen Kultur, das Bulgarische Kulturinstitut, die Vertretung des British Council, das



Holländische Bildungszentrum und viele andere. Große Aufmerksamkeit widmete Frau Genijewa der Einbindung des russischen Bibliothekswesens in die internationale Zusammenarbeit. In der Internationalen Föderation der Bibliotheksverbände IFLA fand Jekaterina Genijewa dabei einen wichtigen Partner. Bei der Rudomino-Bibliothek wurde unter ihrer Führung ein IFLA-Zentrum für Bestandserhaltung eingerichtet, dessen Arbeit auf Bibliotheken in ganz Osteuropa ausgerichtet ist. Jekaterina Jurjewna war ständiger Gast auf den Weltkongressen der IFLA und berichtete dort umfassend über Erneuerungsprozesse im russischen Bibliothekswesen. Als 1994 endlich der Russische Bibliotheksverband (RBA) gegründet worden war, engagierte sie sich auch in diesem Rahmen und wirkte bis 2010 als eine der Vize-Präsidentinnen der RBA. Sie hatte entscheidenden Anteil daran, dass internationale Erfahrungen den Weg in die Bibliotheken der russischen Provinz fanden. Immer wieder lud sie Kolleginnen und Kollegen aus

regionalen Bibliotheken zu Konferenzen und Foren nach Moskau ein, beteiligte sie an der IFLA-Arbeit. In der Rudomino-Bibliotheksschule entstanden vielfältige Möglichkeiten für Fortbildung und Erfahrungsaustausch. Viele dieser Veranstaltungen fanden im Bildungszentrum der Bibliothek im Moskauer Vorort Walentinowka statt.

Für Jekaterina Jurjewna waren die Kontakte zu ausländischen Bibliotheken immer ein wichtiger Teil ihrer Tätigkeit. Dabei schreckte sie auch nicht vor schwierigen Themen zurück. Selbst die in der Sowjetunion und auch später in Russland heiß diskutierte Situation um die Kriegsbeute der UdSSR aus dem Zweiten Weltkrieg stellte sie 1992 in den Mittelpunkt einer Konferenz mit russischen und deutschen Bibliotheksleitern („Restitution von Bibliotheksgut: Runder Tisch deutscher und russischer Bibliothekare in Moskau am 11. und 12. Dezember 1992“, Frankfurt am Main: Klostermann 1993). Sie setzte sich hier für eine Öffnung der geschlossenen Sammlungen und eine Zusammenarbeit mit Partnern in Deutschland ein. Für ihr Wirken auf diesem Gebiet ehrte sie der Verein der Freunde der Staatsbibliothek zu Berlin e.V. mit dem Max-Herrmann-Preis. In der Begründung des Vereins heißt es: „Der Max-Herrmann-Preis 2005 würdigt ihre herausragenden Verdienste um den deutsch-russischen Dialog, ihre maßgebliche Förderung der Zusammenarbeit mit deutschen Bibliotheken, ihr umsichtiges Eintreten für die europäische Kulturkooperation sowie für die Erhaltung und den Schutz von Bibliotheksgütern und nicht zuletzt ihr unermüdliches Bemühen zur Lösung der aus dem Zweiten Weltkrieg resultierenden Beutekunstproblematik.“

Schwierigkeiten haben sie nie abgeschreckt. Trotz der fatalen Auswirkungen des russischen Beutekunstgesetzes von 1998 auf die Zusammenarbeit der Bibliotheken beider Länder, ergriff sie die Initiative und rief gemeinsam mit der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, der Staatsbibliothek zu Berlin und der Kulturstiftung der Länder 2009 den Deutsch-Russischen Bibliotheksdialog zu kriegsbedingt verlagerten Büchersammlungen ins Leben. Die fünf Treffen des Dialogs lebten von ihrer Inspiration, ihren vielfältigen Kontakten zu Bibliothekarinnen und Bibliothekaren in Russland und Deutschland, von ihrem Willen zur Zusammenarbeit sowie ihrer Bereitschaft und Fähigkeit zum Dialog. Darüber hinaus engagierte sie sich im zivilgesellschaftlichen Dialog, nahm seit Jahren an den Potsdamer Begegnungen teil

und unterstützte öffentlich die Arbeit zur Verbreitung der Ideen des russischen Religionsphilosophen Alexander Men.

Ungeachtet ihrer überaus umfangreichen Verpflichtungen war es Jekaterina Genijewa immer ein Bedürfnis wissenschaftlich zu arbeiten. Sie veröffentlichte etwa 200 Aufsätze. 2007 habilitierte sie sich an der Moskauer Universität für Kultur und Künste mit einer Arbeit über „Die Bibliothek als Zentrum der interkulturellen Kommunikation“. In ihren Publikationen setzte sie sich vor allem mit der anglo-amerikanischen Literatur und dem Wirken ihrer Autoren auseinander. Zu ihren Interessen gehörten Leben und Werk von Evelyn Waugh, Jane Austen, Thomas Love Peacock, William Thackeray, Charles Dickens und immer wieder James Joyce. Darüber hinaus widmete sie sich Fragen des Bibliothekswesens, dem Schicksal und rechtlichen Status kriegsbedingt verlagelter Büchersammlungen und der Bibliotheksgeschichte.

Obwohl ihre schwere Erkrankung sie in den letzten Jahren viel Kraft kostete, ließ sie in ihren Bemühungen nicht nach. Über Telefon und Internet war sie stets mit allen ihr wichtigen Kolleginnen und Kollegen in Kontakt, organisierte Konferenzen in Moskau, Saratow oder Sankt Petersburg. Noch Ende Juni 2015 trat Jekaterina Genijewa in Sankt Petersburg im Rahmen der Juni-Dialoge zum Thema „Offene Bibliothek“ in der Majakowski-Stadtbibliothek auf. Am 3. Juli gab sie der Internet-Plattform Medusa anlässlich der Pläne der russischen Regierung zur Schließung des Zentrums der amerikanischen Kultur in der Rudomino-Bibliothek ein Interview. Darin verteidigte sie die Arbeit ausländischer Kulturzentren in ihrer Bibliothek, auch wenn deren Wirken die Rudomino-Bibliothek selbst de facto zu einem „ausländischen Agenten“ mache. Mutig verwies sie darauf, „dass selbst zu Zeiten der Kuba-Krise die Kultur das Feld geblieben sei, auf dem man sich verständigen konnte. Und ich bin davon überzeugt, dass die Zusammenarbeit auf kulturellem Gebiet für (unser) Land eine wichtige Sache ist.“ (<https://meduza.io/feature/2015/07/03/derzkih-planov-mnogo-malo-vremeni>). Angesprochen auf ihre Erkrankung antwortete sie, dass ihr eigentlich nur das Nachdenken über die Zeit nach ihrem Ableben Kopfschmerzen bereite. Sie habe noch so viele unbescheidene Pläne. Aber nur wenig Zeit. Am 9. Juli 2015 erlag Dr. Jekaterina Jurjewna Genijewa in einem Jerusalemer Krankenhaus einem Krebsleiden.

Kurz notiert

Willkommen in der Bayerischen Staatsbibliothek

Dr. Dorothea Sommer, bis dato amtierende Direktorin der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt, ist seit 1. September 2015 neue Stellvertreterin des Generaldirektors der Bayerischen Staatsbibliothek. Sie



studierte Anglistik, Slavistik und Pädagogik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und promovierte dort mit einer Arbeit zur mittelenglischen Literatur. Anschließend absolvierte sie ein Studium des Bibliotheksmanagements und Informationsservice an der University of Aberystwyth (Wales, Großbritannien). Bevor Dorothea Sommer 1997 zur stellvertretenden Direktorin der Universitäts- und Landesbibliothek (ULB) Sachsen-Anhalt ernannt wurde, war sie dort von 1990 bis 1997 Fachreferentin für Anglistik, Allgemeine Literaturwissenschaft und Kunst und Leiterin der Zweigbibliotheken. Ihre fachlichen Schwerpunkte liegen vor allem auf den Gebieten Alte Drucke, Digitalisierung, Bibliotheksmanagement sowie Bibliotheksbau und -einrichtung. In der Bayerischen Staatsbibliothek wird sich Frau Sommer unter anderem den Handlungsfeldern Bauvorhaben, Fachinformationsdienste und digitale Forschungsumgebungen sowie der innovationsorientierten Organisationsgestaltung widmen.

Restitution von Büchern an das Abraham Geiger Kolleg Potsdam

Im Rahmen des Herbsttreffens des Arbeitskreises „Provenienzforschung in Bibliotheken“ in Potsdam übergaben am 9.12.2015 die Bayerische Staatsbibliothek und die Zentral- und Landesbibliothek Berlin vier Bücher an das Abraham Geiger Kolleg Potsdam. Die 1872 in Berlin gegründete Hochschule für die Wissenschaft des Judentums wurde 1942 vom NS-Regime geschlossen, die Bibliothek beschlagnahmt und verteilt. Das Abraham Geiger Kolleg versteht sich als Nachfolgeeinrichtung. Es ist die erste Rabbiner- und Kantorenausbildungsstätte in Mitteleuropa nach der Schoa.

Die Bayerische Staatsbibliothek übergab drei Bände einer insgesamt zwölfbändigen deutschen Übersetzung des babylonischen Talmuds, erschienen 1930 bis 1936 in Berlin. Die Titel waren 1942 an die NS-Ordensburg Sonthofen im Allgäu gekommen. 1946 wurden deren Buchbestände von der US-Militärregierung der Staatsbibliothek überlassen.

Das von der Zentral- und Landesbibliothek Berlin überreichte Buch „Die Apostelgeschichte und die Anfänge des Christentums“ von Eduard Meyer gelangte 1946 über die Berliner Bergungsstelle für wissenschaftliche Bibliotheken in den Bestand.

In beiden Einrichtungen wird bzw. wurde die Provenienzforschung durch das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste Magdeburg gefördert.

Vorankündigung: Ausstellung und Begleitbuch zum Verlag „Bruno Cassirer Publishers Oxford 1940–1990“

Vor einigen Jahren wurde die Staatsbibliothek zu Berlin von der Münchner Kulturhistorikerin Rahel E. Feilchenfeldt angefragt, ob sie an dem nicht sehr umfangreichen, aber hochinteressanten englischen Verlagsnachlass von Bruno Cassirer Publishers Oxford interessiert sei: der englischen Neugründung des 1938 ins britische Exil getriebenen jüdischen Berliner Bruno Cassirer Verlags. Im Frühjahr 2016 ist erstmals ein Einblick in dieses Verlagsarchiv möglich – Im Rahmen der Ausstellung:

Flucht und Neuanfang – Flight and New Start

Bruno Cassirer Verlag – Bruno Cassirer Publishers Oxford 1940–1990

Bücher, Dokumente Fotos und Briefe zu 50 Jahren Verlagsgeschichte des ehemaligen Berliner Bruno Cassirer Verlags.

Ausstellung aus Anlass der Schenkung des englischen Verlagsarchivs an die Staatsbibliothek zu Berlin

16. März bis 2. April 2016 in den Foyers der Staatsbibliothek zu Berlin, Potsdamer Str. 33, und der Kunstbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Matthäikirchplatz 6

Zur Ausstellung erscheint bei V&R unipress, einem Tochterverlag von Vandenhoeck und Ruprecht, eine kommentierte Bibliographie sämtlicher Verlagspublikationen, ergänzt durch zweisprachige Essays zur Verlagsgeschichte. Als Herausgeberinnen zeichnen Rahel E. Feilchenfeldt und Dr. Jutta Weber, stellv. Leiterin der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek.



Andrang im Schloss: Rege Diskussionen bei #RKB15

Der Titel *(Retro)Digitalisate – Kommentarkultur – Big Data: Zum Stand des Digitalen in den Geisteswissenschaften* ließ bereits ahnen, dass sich die Veranstalter – die BSB und das Projekt OstDok – einiges vorgenommen hatten. Immerhin galt es, an die erfolgreiche Vorläuferkonferenz #RKB13 anzuschließen, und in der Tat war das Interesse mit mehr als 120 Registrierungen höchst erfreulich.

Anstelle von Vorträgen lag der Schwerpunkt auf Diskussionen, die sich jeweils an teils sehr pointierte Keynotes anschlossen und die das Publikum mit einbezogen, wie es auch das veranstaltungsbegleitende Blog tat. Dem Thema entsprechend war parallel zum Tagungsgeschehen über eine Twitterwall eine zweite Gesprächsebene zu verfolgen.

Während auf Twitter die Konferenz schon am Vorabend von philosophischen Erwägungen darüber eröffnet wurde, inwieweit ein eBook ein Buch sei, lagen die Schwerpunkte der Diskussionen vor Ort auf den vielfältigen Gräben, die nach wie vor das digitale Arbeiten und Publizieren in den Geisteswissenschaften erschweren. Als besonders erfreulich bleibt festzuhalten, dass sich bei #RKB15 kein Hurra-Automatismus einstellte: Alle schienen sich der Tragweite und Risiken der rasanten Entwicklung bewusst. Es bestand Konsens darüber, dass die enormen Chancen für eine besonnene, aber konsequente Mehrwertnutzung digitaler Methoden auch und gerade in den Geisteswissenschaften überwiegen.

Vollständige Videoaufzeichnungen der Konferenztage sind auf L.I.S.A., dem Wissenschaftsportal der Gerda Henkel Stiftung, abrufbar.

Impressum

Bibliotheksmagazin

Mitteilungen aus den Staatsbibliotheken in Berlin und München

11. Jahrgang · 31. Ausgabe
Berlin und München, Februar 2016

Herausgeber:

Dr. Klaus Ceynowa, Barbara Schneider-Kempf

Redaktion in Berlin: Dr. Martin Hollender (Leitung), Cornelia Döhrring, Dr. Robert Giel, Thomas Schmieder-Jappe, Dr. Silke Trojahn

Redaktion in München: Peter Schnitzlein (Leitung), Anja Gaisa

Kontakt in Berlin:

martin.hollender@sbb.spk-berlin.de

Kontakt in München:

peter.schnitzlein@bsb-muenchen.de

Gestaltung: Niels Schuldt

Gesamtherstellung:

Medialis Offsetdruck GmbH, Berlin

Nachdruck und sonstige Vervielfältigung der Beiträge nur mit Genehmigung der Redaktion.

ISSN 1861-8375